

Heiraten, wen man will?
Ein Theologe und eine Juristin dabattieren vor der Abstimmung über die Ehe für alle. **DEBATTE 2**

Gefangen in Afghanistan
Noch nie sorgte sich das Ehepaar Häfliger um seine afghanischen Freunde so sehr wie jetzt. **REGION 4**



Foto: Thomas Flechtner

Besonderer Treibstoff
Wo Licht ist, gedeiht das Leben. Darüber hinaus Kunst, Kultur – und rationales Denken. **DOSSIER 5–8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

reformiert.

Graubünden
Bündner Kirchenbote

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 9/September 2021
www.reformiert.info

Post CH AG

Die seelischen Wunden sind noch lange nicht verheilt

Flutkatastrophe Die Flutkatastrophe in Deutschland erinnert an den Bergsturz von Bondo im Jahr 2017. Pfarrer Thorsten Latzel aus dem Rheinland und Nadia Crüzer aus Graubünden berichten.



Nach der Flut kam das Aufräumen: Zahlreiche Helferinnen und Helfer sind im nordrhein-westfälischen Bad Münstereifel im Einsatz.

Foto: Keystone

Zerstörte Dörfer, Strassen und Brücken, über 150 Tote und zahlreiche Vermisste: Die schlimmen Bilder der Flutkatastrophe im deutschen Westen haben bei Nadia Crüzer Erinnerungen geweckt. «Als es passierte, machte ich mir Sorgen um die Menschen, die alles verloren haben», sagt die reformierte Kirchgemeindepräsidentin im Bergell. «Ich kann nicht sagen, dass ich froh darüber war, dass wir diesmal verschont geblieben sind.»

Vor vier Jahren ereignete sich im 200-Einwohner-Dorf Bondo die vorläufig letzte grosse Naturkatastrophe der Schweiz. Drei Millionen Kubikmeter Gestein lösten sich damals vom Piz Cengalo und donnerten ins Bondascatal. Acht Wanderer starben. Mehrere Murgänge überfluteten Häuser, Strassen und Brücken oder rissen sie weg. Rund 140 Einwohner wurden evakuiert. Während fast zweier Monate konnten sie nicht zurückkehren.

Nadia Crüzer erinnert sich, wie die Kirchgemeinde den Leuten bei-

stand. Pfarrerin Simona Rauch besuchte die Menschen, führte verstreute Familien zusammen, hielt in der vom Unglück verschont gebliebenen Kirche Gottesdienste ab. Mit den erhaltenen Spenden kaufte Crüzer Lebensmittelgutscheine, die sie dann verteilte.

Mitleiden und zuhören

In Deutschland reiste Thorsten Latzel wenige Tage nach den Überschwemmungen in die betroffenen Orte. Was der Präses, der leitende Pfarrer des Rheinlands, zu sehen bekam, hat ihn tief bewegt. Im Gespräch mit «reformiert.» sucht er nach Worten für das Ausmass der Zerstörung. Von seinen Begegnungen berichtete er im Internet, und er versuchte, über die sozialen Medien Trost zu spenden. «Schweigen ist keine Lösung», sagt er.

Jenen Menschen, die alles verloren haben, hörte er zu, als sie ihre Geschichten erzählten, und litt mit. «Dabei ging es nicht darum, theoretische Schreibtischspekula-

tionen über Gottes Gericht anzustellen», sagt er. «Sondern darum, den Klagen über den Verlust sowie dem Dank für die Solidarität Raum und Ausdruck zu geben.» Und das durchaus auch in jenen kirchlichen Räumen, die von der Flut verschont geblieben sind.

In der ganzen Verzweigung erlebte Latzel auch viel Solidarität. Er erhielt Briefe von anderen Kirchen, ebenso zahlreiche Spenden aus dem In- und Ausland. Er berichtet von Helferinnen und Helfern, die mit Schaufeln anreisten und Keller vom Schlamm befreiten. Oder von jungen Menschen, die in einer Partyhalle in Euskirchen ein Notfallzentrum einrichteten und dort mehrere Hundert Menschen unterbrachten. «Das war tief berührend», sagt er. «Hier zeigt sich für mich, wie Gott gegenwärtig ist.»

Noch sind die Aufräumarbeiten im Gang. Die Einsatzkräfte der Feuerwehr, Hilfsorganisationen, von Zivil- und Katastrophenschutz, Polizei und Bundeswehr werden aber

«Die Katastrophe hat sich bei den Menschen tief eingegraben. Sie sind erschöpft, viele brauchen nun professionelle Begleitung.»

Thorsten Latzel
Präses Evangelische Kirche Rheinland

allmählich abgezogen. Finanzielle Hilfe in der Höhe von 30 Milliarden Euro seitens des Bundes und der Länder ist zugesichert.

Doch bis die seelischen Wunden verheilt sind, wird es noch lange dauern. «Die Katastrophe hat sich bei den Menschen tief eingegraben», sagt der Präses. Die Leute seien erschöpft, erst recht nach über einem Jahr Corona-Pandemie. Viele bräuchten nun auch professionelle Traumabegleitung, um das Erlebte zu verarbeiten.

Die Arbeit der Kirchen in den Gemeinden geht weiter. «Wir dürfen die Menschen nicht vergessen und sie vor allem nicht alleinlassen.» Pfarrpersonen unterstützen die Betroffenen seelsorgerlich und bieten rituelle Trauerbegleitungen an. Sie helfen aber auch bei ganz konkreten Fragen wie etwa jener nach einer Kinderbetreuung oder nach der Zukunft des eigenen Hauses.

Normalität eingekehrt

In Bondo zeigt Kirchgemeindepräsidentin Nadia Crüzer auf einem Dorfrundgang auf Stellen, wo zuvor Häuser standen oder eine Brücke über das Flüsschen Bondasca führte. Hohe Steinwälle entlang des Flusses erinnern noch an das Unglück. Im Dorf selbst ist längst wieder Normalität eingekehrt.

Und bei den Menschen? Annelise Picenoni wohnt wenige Meter vom Fluss entfernt, entlang dessen sich das Gemisch aus Wasser und Geröll durchs Tal zum Dorf schob. Die Katastrophe sei für sie glimpflich verlaufen, erzählt sie. «Ich hatte nur etwas Schutt im Haus.» Angst, dass sich das Unglück wiederholen könnte, hat sie nicht, «aber Respekt». Sie vertraue auf Gott und die vorgesehenen Schutzbauten. Für 42 Millionen Franken werden ab Herbst unter anderem Strassen erhöht, das Auffangbecken vergrössert sowie neue Brücken gebaut.

Einwohner gewarnt

Im Vergleich zu Deutschland war in Bondo vieles anders. Die Einwohner waren gewarnt, sie konnten ihre Häuser rechtzeitig verlassen. So hatten sie aus dem Dorf selber keine Toten zu beklagen. Nur wenige Familien mussten umziehen oder ihr Haus woanders aufbauen. «Die Leute hier brauchen keinen Psychologen», meint der Bergeller Arzt Hans Bänninger. Und Nadia Crüzer ergänzt: «Die Normalität und der Alltag geben den Leuten Halt.» Sie lebten mit den regelmässigen Bergstürzen. Der Piz Cengalo wird seit 2017 eng überwacht, bei Gefahr bekommen die Einwohnerinnen und Einwohner ein SMS.

Etwas aber würde Nadia Crüzer im Nachhinein anders machen. An eine Andacht für die verunglückten Wanderer würde sie nicht nur deren Angehörige, sondern das ganze Dorf einladen. Damit die Gemeinschaft offiziell Anteil nehmen und mittrauern kann. Nadja Ehrbar

Der Streit um das Wohl der Regenbogenkinder

Politik Für Renato Pfeffer ist die Ehe für alle ein wichtiges gesellschaftliches Signal. Maria Rita Marty hingegen hält die Vorlage für ein verfassungswidriges Bekenntnis zur vaterlosen Gesellschaft.



Das Kindeswohl haben beide im Blick: Maria Rita Marty und Renato Pfeffer debattieren über die Öffnung der Ehe für homosexuelle Paare.

Fotos: Reto Schlatter

Was ist eine gute Familie?

Maria Rita Marty: Eine gute Familie ist ein Ideal, das schwierig zu erreichen ist. Sie ist eine Lebensgemeinschaft, in der man sich unterstützt und auf die anderen eingeht. Das heisst auch, dass die eigenen Bedürfnisse nicht an erster Stelle stehen.
Renato Pfeffer: Mir gefällt der biblische Begriff «Oikos». Er umfasst alle Menschen, die im selben Haus wohnen. Entscheidend für eine Familie ist, dass man nicht allein ist und sich gegenseitig unterstützt. Unabhängig davon, ob die Leute miteinander verwandt sind oder in einer Wohngemeinschaft leben.

Heute gibt es die eingetragene Partnerschaft für homosexuelle Paare. Warum reicht sie nicht?

Pfeffer: Sie hat gegenüber der Ehe viele Nachteile. Ich denke an die erleichterte Einbürgerung oder die Güterstandsregelung. Zudem müs-

Ungleichheit beseitigen

Gleichgeschlechtliche Paare können eine eingetragene Partnerschaft eingehen, die vereinfachte Einbürgerung oder gemeinsame Adoption eines Kindes ist aber nicht möglich. Um die Ungleichheit zu beseitigen, wollten Bundesrat und Parlament die Ehe für homosexuelle Paare öffnen. Weil das Referendum ergriffen wurde, entscheidet am 26. September das Volk. Die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz (EKS) sagt Ja zur Ehe für alle, die freikirchlich geprägte Evangelische Allianz lehnt sie ab.

«Die Ehe ist in der Bibel die Verbindung von Mann und Frau. Etwas anderes kommt nicht vor.»

Maria Rita Marty
Juristin und SVP-Kantonsrätin

sen alle, die in einer eingetragenen Partnerschaft leben, ihre sexuelle Orientierung offenlegen, sobald sie ihren Zivilstand angeben. Wenn sie sich in ein Personenregister eintragen, sich auf eine Stelle bewerben oder in ein Land einreisen, kann das zu Problemen führen.

Sie werden somit diskriminiert?

Marty: Das Bundesgericht hat festgestellt, dass keine Diskriminierung vorliegt, weil der Staat Ungleiches ungleich behandeln soll. Homosexuelle werden nicht diskriminiert. Im Gegenteil: Sie steigen in eine höhere Liga auf, werden unantastbar.
Pfeffer: Sie wissen nicht, welchen Anfeindungen Homosexuelle ausgesetzt sind. Ich habe selbst schon Jobs und Aufträge verloren. Die Suizidrate unter Homosexuellen ist in der Schweiz etwa fünf Prozent höher als unter Heterosexuellen. In Ländern mit Ehe für alle ging die

Suizidrate zurück. Die gesellschaftliche Akzeptanz wird also messbar erhöht. Egal, wie die Gerichte die Diskriminierung beurteilen.

Marty: Um den Job fürchten muss eher, wer sich als Christ outet. Aber bei der Vorlage geht es nicht um die Akzeptanz von Schwulen und Lesben. Gegen eine Aufwertung der eingetragenen Partnerschaft hätte ich nichts. Das Referendum habe ich erst aktiv unterstützt, als ich erfahren habe, dass Samenspende und Adoption mit dabei sind.

Warum?

Marty: Die Samenspende für lesbische Paare widerspricht der Verfassung. Artikel 119 erlaubt sie bei Unfruchtbarkeit oder der möglichen Ansteckung mit schwerer Krankheit. Das ist bei lesbischen Frauen nicht der Fall. Ihnen fehlt nur der Mann. Jedes Kind braucht Vater und Mutter, dies darf nicht per Gesetz verweigert werden.

Pfeffer: Ich habe das Gesetz zur Fortpflanzungsmedizin abgelehnt. Doch das Volk war dafür. Nun aber Frauen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung von dieser Möglichkeit auszuschliessen, ist falsch. Die Gesetze müssen für alle gelten.

Marty: Die Samenspende ist erlaubt, nachdem ein Paar vergeblich versucht hat, ein Kind zu zeugen. Dazu hat das Volk Ja gesagt. Es war nicht für eine vaterlose Gesellschaft.

Braucht ein Kind Vater und Mutter, um sich geborgen zu fühlen?

Pfeffer: Ein Kind braucht Eltern, von denen es geliebt wird. Pflegekinder werden oft bei homosexuellen Paa-

«Ein Verbot von treuen homosexuellen Beziehungen ist mit der Bibel nicht vereinbar.»

Renato Pfeffer
Jugendpfarrer und EVP-Gemeinderat

ren untergebracht. Offenbar trauen ihnen Staat und Gesellschaft zu, ein gutes Umfeld zu bieten.

Marty: Der Vergleich hinkt. Pflegekinder haben Väter. Natürlich gibt es bereits jetzt Familien, in denen der Vater nicht präsent ist. Aber mit der Ehe für alle machen wir die vaterlose Familie zu einem Modell, das explizit erwünscht ist. Dass Parlament und Bundesrat die Ehe für

Maria Rita Marty, 59

2017 kam Maria Rita Marty für die EDU in den Zürcher Kantonsrat. Nach zwei Jahren wechselte sie zur SVP. Sie ist Mitglied der Kommission für Bildung und Kultur. Ursprünglich hat Marty Elektrotechnik studiert. 2009 schloss sie ihr Studium in Rechtswissenschaften ab, danach spezialisierte sie sich auf Medizinrecht.

alle ohne Änderung der Verfassung durchboxten, um eine Volksabstimmung zu vermeiden, ist undemokratisch und unethisch. Hier geht es nicht um homosexuelle Paare, sondern um das Kindeswohl.

Pfeffer: Und gerade mit Blick auf das Kindeswohl brauchen wir die Ehe für alle. Wenn ein lesbisches Paar ein Kind will, ist das schon heute möglich. Diese Kinder sind also da, und nur wegen der Gesetzesänderung werden es nicht mehr. Mit der Ehe für alle werden sie rechtlich abgesichert und Kindern von heterosexuellen Eltern gleichgestellt.

Marty: Natürlich gibt es bereits solche Kinder, es gibt auch schon Kinder aus Leihmutterchaften, die in der Schweiz verboten sind. Das Problem ist, dass viele zusätzliche lesbische Paare die Samenspende in Anspruch nehmen werden, sobald sie das Recht dazu haben.

Ist ein Ja zur Samenspende für lesbische Paare auch ein implizites Ja zur Leihmutterchaft?

Pfeffer: Nein. Aber wir werden vielleicht irgendwann über die Leihmutterchaft diskutieren. Im Gegensatz zur Samenspende ist die Leihmutterchaft aber für alle Paare unabhängig von der sexuellen Orientierung verboten. Um dieses Verbot aufzuheben, bräuchte es eine Verfassungsänderung und damit zwingend eine Volksabstimmung. Ich würde dann Nein stimmen.

Marty: Ich bin gegen Leihmutterchaften. Es gibt bereits Bestrebungen, sie zu legalisieren. Die gleichen Kreise behaupten, die Samenspende bringe eine Ungleichheit zwischen lesbischen und schwulen Paaren. Diese Scheindiskriminierung wird dann mit denselben Argumenten bekämpft: Es werde gemacht, also legalisiere man besser die Methode.

Vom Vatikan bis zur Evangelischen Allianz lehnen kirchliche Stimmen die Ehe für alle ab. Die Evangelisch-reformierte Kirche empfiehlt ein Ja. Haben die Reformierten ein exklusives Bibelverständnis?

Pfeffer: Ich bin theologisch konservativ. Ich glaube an das, was in der Bibel steht. Mit den wenigen Versen, die sich auf Homosexualität beziehen, habe ich mich intensiv auseinandergesetzt. Dort geht es nicht um die Liebe zwischen zwei mündigen Menschen. Kommt hinzu, dass Mose, Jesus und Paulus sagen, alle Gesetze seien in dem einen Gesetz erfüllt: «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.» Ich kann alle biblischen Gebote damit erklären. Ein Verbot von treuen, monogamen, homosexuellen Beziehungen hingegen ganz bestimmt nicht.

Marty: Die Bibel definiert die Ehe als eine Verbindung zwischen Mann und Frau. Etwas anderes kommt darin gar nicht vor. Wenn ein Pfarrer ein homosexuelles Paar segnen will, dann soll er das tun können. Es dürfen aber keine Pfarrer dazu gezwungen werden, Paare zu trauen. Ich befürchte, dass unter dem Deckmantel einer angeblichen Diskriminierung homosexueller Paare schon bald die Gewissensfreiheit der Pfarrer eingeschränkt wird.

Interview: Felix Reich, Marius Schären

Renato Pfeffer, 36

Seit August arbeitet Renato Pfeffer als Jugendpfarrer der reformierten Kirchgemeinden Horgen, Oberrieden und Thalwil. Für die EVP ist er Mitglied des Gemeinderats von Richterswil. Pfeffer studierte an der Hochschule STH Basel und der Universität Basel, das Masterstudium in Theologie absolvierte er an der Universität Zürich.



Skizze des Vorplatzes der Kirche, wo auch Taufen stattfinden sollen. Illustration: Architektengruppe Felsberg/Fahrwangen/Zürich

Investieren in die Zukunft der Kirche

Kirchenbau Ende August fand in Bern der vierte Schweizer Kirchenbautag statt. Das Neugestaltungsprojekt in Felsberg war dabei eines der Vorzeigebispiele. Experte Johannes Stückelberger erklärt, warum.

Mehr als 80 Kirchengebäude zählt der Kanton Graubünden. Kirchen, so sagt Johannes Stückelberger, seien «gewaltige Gedächtnisspeicher des sozialen Lebens». Stückelberger ist Kunsthistoriker und Dozent für Religions- und Kirchenästhetik an der Universität Bern. Er organisiert auch die Schweizer Kirchenbautage, die seit 2015 im Zweijahresrhythmus stattfinden. Der diesjährige Anlass, mit dem Titel «Flexible Kirchenräume», befasste sich auch mit der Raumgestaltung, Sitzordnung sowie Licht und Akustik von Kirchen. Anhand aktueller Neugestaltungen wurden Fragen, Probleme und Lösungen diskutiert.

Das Gestaltungsprojekt der reformierten Kirche in Felsberg war eines von sechs Projekten, die dabei vorgestellt wurden. Am Anfang wollte man in Felsberg lediglich eine neue Heizung planen. Schnell entwickelte sich bei allen Involvierten das Bewusstsein für eine ganzheitliche Betrachtung der Situation. Der Innenraum wurde genauso wie der Friedhof und der Zugang

zur Kirche miteinbezogen. Ziel des Kirchenvorstandes sei gewesen, mit der Planung die Kirche und ihre Umgebung als zeitgemässen spirituellen Treffpunkt zu etablieren und die verschiedenen Ansprüche der Bevölkerung für ein neues Zeitalter zu berücksichtigen.

«Die erweiterte Nutzung von Kirchenräumen wird in Zukunft zunehmen», erklärt Stückelberger. Bevor man Kirchen abreisst oder verkauft, sollte man erweiterte Nutzungen, wie sie in Felsberg durch die Neugestaltung möglich werden, prüfen. «Das Thema ist hochaktuell», so der Fachmann.

Gemeinschaft am Tisch

Die festen Bankreihen im Innenraum der Kirche in Felsberg sollen geräumt und durch einen Tisch ersetzt werden («reformiert.» 11/20). «Der Tisch ist ein verbindendes Symbol in unserer Gesellschaft», so der Felsberger Pfarrer Fadri Ratti. «Eine lange Tafel soll auch bei uns in der Kirche zum Zusammensitzen einladen», sagt der Pfarrer.

Das sei eine starke Botschaft, so Stückelberger, denn in der Tischgemeinschaft sei die Hierarchie aufgehoben und alle würden sich auf Augenhöhe begegnen. Der rund neun Meter lange Tisch als Grundausrüstung der Kirche lenke die Aufmerksamkeit von der Kanzel weg auf die Mahlgemeinschaft. Das Sakrament des Abendmahls werde somit deutlich aufgewertet. «Das gefällt mir gut», so der Kunsthistoriker.

Ein verlängertes Vordach der Kirche, ein neues Nebengebäude sowie ein barrierefreier Zugang zu allen Bereichen sind weitere Elemente des Projekts. «Dieses Projekt nimmt die Bedürfnisse auf, die an öffentliche Orte gestellt werden», so Stückelberger. Diese Neugestaltung mache die Felsberger Kirche zu einem offenen Begegnungsort.

Umnutzungen Graubünden

Bemerkenswert ist für Stückelberger, der schweizweit auch als Berater für Umnutzungsprojekte tätig ist, dass beim Felsberger Projekt von Anfang an alle Beteiligten pro-

fessionell zusammengearbeitet haben. Von der Kirchgemeinde über die politische Gemeinde bis hin zur Denkmalpflege wurden alle ins Boot geholt.

Renommierte Fachleute wie der Bündner Bauingenieur Jürg Conzett, der Zürcher Theologe Matthias Krieg, der zum Thema Kirchenutzung geforscht hat, sowie ein Architekt und ein Landschaftsgestalter bringen ihre Expertisen mit einer eigenständigen Sprache ins Projekt mit ein. «Gleiches gilt auch bei der künstlerischen Gestaltung», sagt Stückelberger. Denn neben der Umgestaltung der Kirche und der Umgebung «soll auch Raum für Kunst entstehen», heisst es im Projektbeschrieb. Dieser soll als verbindendes Element den Geist dieses besonderen Ortes unterstreichen.

Dazu läuft derzeit ein Projektwettbewerb. In der Jury sitzen ausgewiesene Fachpersonen wie beispielsweise Christina Sonderegger, Kuratorin am Schweizerischen Nationalmuseum in Zürich, oder Stephan Kunz, künstlerischer Direktor des Kunstmuseums in Chur.

«Zu einem Dialog der Fachleute anregen, zu denen auch die Mitarbeitenden der Kirchgemeinde zählen, das ist eines der Ziele der Kirchenbautage», so Stückelberger, «es werden Themen diskutiert, die sowohl die Kirchen als auch die Denkmalpflege betreffen.»

Auf die Frage, warum es im Kanton Graubünden bisher weniger Kirchenumnutzungsprojekte gibt als beispielsweise in den Kantonen Bern oder Basel, sagt Johannes Stückelberger, dies hänge vermutlich mit

«Die erweiterte Nutzung von Kirchenräumen wird in Zukunft zunehmen.»

Johannes Stückelberger
Kunsthistoriker

der Situation des Landkantons zusammen, in dem es pro Gemeinde in der Regel nur eine Kirche gibt, die man für den Gottesdienst erhalten will. Sollte es aber vermehrt Gemeindegemeinschaften geben, könnte der Themenbereich der Kirchenumnutzungen aber auch im Kanton Graubünden noch aktueller werden.
Mayk Wendt

Video: reformiert.info/kirchenbau

Gepredigt

Kostbar, wertvoll und geliebt

Du bist kostbar in meinen Augen und wertvoll für mich und ich habe dich lieb. (Jes 43,4)

Es ist so leicht, negativ über sich selber zu denken. Lange Zeit hat das Gottesbild solche Denkweisen noch unterstützt. Wir sind Sünder, hiess es. Alle sind von Grund auf böse. Eigentlich würde Gott uns nicht lieben, er musste zuerst umgestimmt werden.

Die Bibel sagt uns aber etwas anderes über Gott. «Du bist kostbar in meinen Augen und wertvoll für mich und ich habe dich lieb.» Gott liebt uns Menschen unendlich und bedingungslos. Gott muss sich nicht erst überwinden, um uns zu lieben. Seine Liebe ist schon da, sie kommt ihm ganz natürlich. So wie uns die Liebe zu unseren Kindern ganz natürlich kommt. Für die Eltern ist das Kind perfekt. Und auch wenn ein Kind nicht immer einfach ist, so bleibt in einer gesunden Familie die Grundhaltung der Liebe da.

Diese Grundhaltung der Liebe finden wir auch bei Gott. Gott ist die Liebe. Das heisst nicht, dass ihm das Böse egal ist – aber er schaut jeden von uns, auch unsere Fehler, aus dieser Grundhaltung der Liebe an. Und wenn ich weiss, dass das Gottes Einstellung zu mir ist, kann ich auch selbst anders mit mir umgehen. Dann habe ich einen festen Boden, auf den ich mein Leben bauen kann.

In der Taufe geht es um diesen festen Boden. Diese Zusage: Du bist kostbar, wertvoll, geliebt. Diese Sicherheit zu haben von Anfang an, das kann ein Menschenleben prägen, gibt Kraft und Perspektive für alles, was auf einen zukommt. Unsere Liebe zu unseren Kindern können wir auch ohne Taufe ausdrücken. Trotzdem taufen wir, weil die Taufe noch etwas mehr ausdrückt. Du bist kostbar, wertvoll, geliebt – von deinen Eltern, deiner Familie, den Freunden und der Gemeinschaft, die für die ganze Familie da ist. Und du bist geliebt von Gott. Wenn ich meine Tochter anschau und merke, wie begrenzt ich doch bin und dass ich nicht immer für sie da sein kann, dann tut es mir gut zu wissen, dass es eine Liebe gibt, die noch grösser ist als meine.

«Du bist kostbar in meinen Augen und wertvoll für mich und ich habe dich lieb.» Das feiern wir in der Taufe. Wir danken für das Leben der Kinder, drücken unsere Freude und Liebe aus, zeigen, dass keine Familie allein sein muss. Wir bitten um Schutz für den Lebensweg. Und wir geben den festen Boden der Liebe Gottes, die grösser ist als die Liebe der Eltern. Kostbar, wertvoll, geliebt, in allem, was kommt.

Gepredigt am 13. Juni in Untervaz



Désirée Bergauer-Dippennaar
Pfarrerin in Untervaz

Aus dem Kirchenrat

Sitzungen vom 3.6./1.7.2021

Legislaturziele

Der Kirchenrat legt für die Amtsperiode 2021–2024 sieben Leitziele fest: Mit Freude und Kompetenz engagiert; Nachhaltig und sorgsam wirtschaften; Präsent sein – vor Ort und digital; Neuen Kräften Raum geben; Klimagerecht handeln; Diakonie – Menschen dienen; Kirche entwickeln und sichtbar machen.

Fachstellen

Der Kirchenrat wählt Johannes Kuoni als Teamleiter Kirchliches Leben. Das Team umfasst die Fachstellen Gemeindeentwicklung, Migration,

ÖME, Kirche im Tourismus und Religionspädagogik.

Demission

Der Kirchenrat nimmt die Demission von Pfarrerin Miriam Neubert als Kirchenrätin mit Bedauern zur Kenntnis. Miriam Neubert wird bis Ende 2021 Kirchenrätin sein.

Kasualien

Der Kirchenrat nimmt das Positionspapier der Synode zu den kirchlichen Amtshandlungen entgegen. Die darin definierte Grundhaltung soll in die Revision der Verordnung 210 einfließen.

Gesetzgebung

Der Kirchenrat schickt den Gesetzesentwurf zur landeskirchlichen Rechtspflege zur Vernehmlassung.

Personalgesetz

Der Kirchenrat legt die Kommunikationsstrategie zum Personalgesetz fest. Geplant sind auch regionale Informationsveranstaltungen und individuelle Information für Mitarbeitende durch Arbeitgebende.

Gesangbuch

Der Kirchenrat beschliesst die Freigabe des Beitrags von 26 500 Franken an die Herausgabe eines ökumenischen Gesangbuchs für die Sur- und Sutselva.

Bauliches

Der Kirchenrat spricht Baubeiträge: 64 850 Franken für die Sanierung der Heizungsanlage im Kirchengemeindehaus in Savognin; 28 500 Franken für die Sanierung des Pfarrhauses Schiers; 61 400 Franken für

die Renovierung des Pfarrhauses in Flims; 181 400 Franken für die Renovierung des reformierten Pfarrhauses in Andeer.

Religionsunterricht

Der Kirchenrat beschliesst die Erarbeitung eines Konzepts für den landeskirchlichen Religionsunterricht an den Untergymnasien.

Pfingstkollekte

Der Kirchenrat wählt für die Pfingstkollekte 2023 bis 2025 das Projekt God Helps Uganda der Stiftung Gott hilft in Zizers.

Lange Nacht

Der Kirchenrat nimmt zahlreiche positive Rückmeldungen zur Lange Nacht der Kirchen entgegen. Stefan Hügli, Kommunikation

Aus Geschäftspartnern sind Freunde geworden

Afghanistan Das Ehepaar Häfliger reiste bis zur Corona-Pandemie einmal jährlich nach Afghanistan – der Edelsteine wegen, die es im Hindukusch gibt. Heute finanzieren sie drei Schulen in Nuristan.

In seiner Stube in Guttannen, dem letzten Dorf vor dem Grimspass, ist es auch im Sommer kühl, wie in einem afghanischen Haus am Hindukusch. Die Holzdielen sind bedeckt mit handgeknüpften afghanischen Teppichen und die lange Sitzbank ist gepolstert mit bestickten Kissen – das kunstvolle Handwerk nomadischer Paschtunenfrauen. «Doch leider verschwindet das immer mehr, weil selbst in den abgelegenen Gegenden Billigware aus China den Markt verändert», erzählt Josef Häfliger.

1993 besuchte der gelernte Buchbinder und Gemologe (Fachmann für Edel- und Schmucksteine) mit seiner Frau Johanna Zentralasien zum ersten Mal. Aus geschäftlichen Gründen. «Als Strahler ist für mich der Hindukusch eine spannende Region», erzählt Häfliger. Steine wie Turmaline, bestimmte Kristalle und vor allem den tiefblauen Lapislazuli gibt es nur im Hindukusch, der grösstenteils in Afghanistan liegt. In der Schweiz verkaufte er die Steine an Märkten und Messen.

Zuverlässige Partner

Seine ersten Reisen nach Zentralasien führten ihn in den Iran, nach Pakistan und Turkmenistan. An den Grenzen der Nachbarländer Afghanistans überbrachten ihm die Steinlieferanten aus Nuristan die Ware. Bezahlen musste er im Voraus. «Hintergangen wurde ich nie», so Häfliger, der nicht nur mit Kristallen handelt, er verarbeitet sie auch: Kelche und Kronleuchter für Kirchen und Kunstobjekte wie Karaffen und Früchteschalen vor allem für arabische Länder. «Besonders gefragt waren Falken und Adler aus Kristall», sagt Häfliger. Einer seiner Kristall-

«Die Armut ist gross. Diese Menschen könnten nie das Geld für die Flucht aufbringen.»

Josef Häfliger
Gemologe

falken hatte eine Flügelspannweite von zwei Metern und einen Wert im sechsstelligen Bereich. Solche exklusive Kunstwerke verkaufte er in die Arabischen Emirate, nach Oman und Katar.

Direkt nach Afghanistan, nach Kabul, konnte das Ehepaar 1998 erstmals reisen. Josef Häfliger erinnert sich: «Die Stadt war arg gebeutelt, die Taliban übernahmen neu die Macht.» Aber damals habe ein Grossteil der afghanischen Bevölkerung die Taliban nicht als Unterdrücker wahrgenommen. «Nach dem langen Kampf gegen die russische Besatzung brachten sie auch Ruhe und Ordnung in weite Teile des Landes», sagt Häfliger und erinnert sich auch an Gespräche, die er mit Mitgliedern der Taliban geführt hatte. «Das waren teils in den USA akade-



Johanna und Josef Häfliger auf der Laube ihres Hauses in Guttannen und mit Freunden in Nuristan (oben).

Fotos: zvg

misch ausgebildete Männer, die gesprächsbereit und auf Frieden orientiert waren.» Heute sei das nicht mehr möglich.

«Es ist wohl Afghanistans Verhängnis, dass es immer wieder das Ausland um Hilfe gebeten hat, anstatt die eigenen Probleme selbst zu lösen», ist er überzeugt. Afghanistan sei ein sehr konservatives Land, die Demokratie, wie wir sie kennen, funktioniere in den abgelegenen patriarchalisch organisierten Gesellschaften nicht. «In einer Gegend, die bis heute keinen Geld-, sondern nur Tauschhandel kennt, sind die Menschen mehr aufeinander angewiesen als anderswo», sagt Häfliger.

Handarbeit für Mädchen

Bis zum Ausbruch der Corona-Pandemie haben Josef und Johanna Häfliger Afghanistan jedes Jahr besucht, denn aus den Geschäftsbeziehungen hatten sich Freundschaften mit den Menschen aus Nuristan in Ostafghanistan entwickelt. Ihre Reisen dorthin unternahmen sie mit Auto und Chauffeur und mehrtägi-

gen Fussmärschen, über Pässe auf 5000 Höhenmetern, bis sie die Dörfer ihrer Freunde erreichten.

«Die Armut ist gross, genauso wie die Gastfreundschaft», sagt Johanna Häfliger, die vor ihrer Ausbildung zur Psychiatriepflegerin auch Damenschneiderin gelernt hat und für die Mädchen in Nuristan den Handarbeitsunterricht initiiert hat. Sie staunt ob der Handfertigkeit der Frauen in Nuristan. «Nie habe ich solche wunderbaren Stickereien gesehen.»

«Diese Menschen könnten das Geld für eine Flucht nie aufbringen», ergänzt Josef Häfliger, der sich wie seine Frau mit den Menschen aus Nuristan sehr verbunden fühlt. «Sie sind gar nicht so anders als wir», weiss er aus seiner Erfahrung.

Wie die Bewohner und Bewohnerinnen in den Alpen im Berner Oberland oder im bündnerischen Prättigau, wo Häfligers Sohn lebt, betreiben die Nuristani Klein- und Alpwirtschaft, halten Schafe und Ziegen und kämpfen ebenso mit den Naturgefahren. «Wir haben die La-

winen, sie die Erdbeben», sagt Häfliger und blickt nach draussen, wo Familien mit Rucksäcken und in Sportbekleidung auf dem touristisch aufbereiteten alten Säumerweg sein Haus passieren.

Studieren in Kabul

«Eigentlich wollten wir das alles gar nicht», antwortet Josef Häfliger und meint damit die Stiftung Schulen für Afghanistan, die er 2004 gegründet hat. «Jusuf», wie ihn die Nuristani nennen, erzählt, wie es dazu kam: Eines Tages habe ihn einer der Dorfältesten gefragt, ob er ihnen bei der Installation des elektrischen Lichts für die Moschee helfen könne. Er sei natürlich sofort bereit gewesen, seine Freunde zu unterstützen, erzählt Häfliger. Unter einer Bedingung: «Zuerst bauen wir eine Schule für die Kinder.»

Inzwischen gibt es drei Schulhäuser in Nuristan, in denen insgesamt 20 Lehrer rund 350 Kinder unterrichten. «Sie sind die mutigsten Menschen, die ich kenne», sagt Johanna Häfliger, «denn sie riskieren

ihr Leben für den Unterricht.» Sobald die Taliban im Anzug sind, tauschen sie die Lehrbücher rasch gegen den Koran.

Zwölf Jugendliche haben die Aufnahmeprüfungen für das Gymnasium in Kabul und Jalalabad bestanden, und vier Frauen besuchen die Universität in Kabul. Die Stiftung bezahlt die Internatsgebühren und die Schulkleidung ihrer Schützlinge. Auch die Infrastruktur für die Praxis eines befreundeten Arztes in Nuristan besorgte die Stiftung.

Kristalle im Keller

Josef Häfliger schleift noch immer Kristalle in seiner Werkstatt im Keller seines Bauernhauses. Hier lagert auch das Inventar für die Ausstellungen, die er jährlich organisiert, um Geld zu sammeln. «Wir kennen jeden unserer Spender gut.» An den Holzwänden sind die Fotoarbeiten des befreundeten Arztes angebracht. Es sind Porträts von Kindern aus Nuristan. «Wie es jetzt weitergeht, wissen wir nicht», sagt Johanna Häfliger.

Kürzlich erhielt das Ehepaar eine Mail einer Mitarbeiterin aus Jalalabad. Sie schreibt: «Heute begannen Tausende junger Frauen ihr Studi-

«Sie sind die mutigsten Menschen, die ich kenne. Sie riskieren ihr Leben.»

Johanna Häfliger
pensionierte Psychiatriepflegerin

um. Sie tun dies nicht zuletzt auch, um ihren Wissensdurst kundzutun und gegen die Drohungen der Taliban zu demonstrieren, die uns von der Bildung abhalten wollen. Wir alle tun dies mit dem ganzem Engagement und der vollsten Entschlossenheit aller afghanischen Frauen und der friedliebenden afghanischen Bevölkerung, auch wenn wir dabei riskieren, getötet zu werden. Wir sagen Nein zum Krieg und zum Terrorismus.»

Vor wenigen Tagen war das ein Hoffnungsschimmer für das Ehepaar. Jetzt ist der Kontakt schwierig. «Wir wissen nicht, was mit ihnen geschieht.» Rita Gianelli

Schulen für Afghanistan

Die von Johanna und Josef Häfliger ins Leben gerufene Stiftung Schulen für Afghanistan organisiert jährlich eine Ausstellung mit Bildern und Informationen über Projekte in Afghanistan. Ausgestellt werden persisch-afghanische Miniaturen, Teppiche, Stickereien und Kristallwaren. Das Ehepaar Häfliger gastiert damit auch in Masein. An der Generalversammlung des Vereins Offene Viamala, der sich für geflüchtete Menschen einsetzt, hält das Ehepaar einen Vortrag über die Afghanistan-Projekte. Sie findet am 15. September, 19.30 Uhr im Roten Haus in Masein statt. Weitere Ausstellungsdaten sind: 1. bis 3. Oktober, in Guttannen. Dort gibt es Musik vom Trio Anderscht. Das Trio hat bereits mehrere Male die Ausstellungen der Häfligers begleitet. Zentral in seiner Musik ist das Hackbrett, dessen Ursprung in Zentralasien liegt.

www.nuristan.ch, www.offeneviamala.ch

DOSSIER: *Licht*

Essay



Fotos: Thomas Flechtner

Wärmen soll es, aber blenden darf es nicht

Licht ist Leben. Und Lichtgestalten sind Menschen, die etwas von dieser Lebenskraft ins Dunkel der Welt tragen und dafür sorgen, dass die Hoffnung bleibt. Wir sollten trotzdem darauf verzichten, ihnen einen Heiligenschein aufzusetzen.

«Ich lag in tiefster Todesnacht, du warest meine Sonne, die Sonne, die mir zugebracht, Licht, Leben, Freud und Wonne.» So dichtete der deutsche Theologe Paul Gerhardt (1607–1676) in seinem Lied «Ich steh an deiner Krippen hier». Mit der Todesnacht umschreibt er das Elend und Leid dieser Welt. Die Sonne jedoch, die «Licht, Leben, Freud und Wonne» bringt, steht in diesem Weihnachtslied für Jesus, der die düstere Welt mit göttlichem Leuchten erfüllt.

Helden des Lichts

Dass die Welt alles andere als perfekt ist und der Erlösung bedarf, lässt sich täglich feststellen. Als Lichtgestalten bezeichnen wir Menschen, die von ganzem Herzen dagegenhalten. Die es schaffen, mit ihrer Lebensführung, ihrem Reden und ihrem Handeln Licht ins Dunkel zu tragen. Die Lichtgestalt ist ein eigentlicher Archetypus mit klarem Profil:

in ein helles, wallendes Gewand gehüllt und spirituell erleuchtet, so stelle ich sie mir gerne vor. Sie ist von Gott gesegnet, moralisch integer, friedliebend, beherzt und wortgewandt, setzt sich unentwegt für die Anliegen der Armen, Entrechteten und Verfolgten ein, ohne sich selbst zu schonen und ohne jemals den Hass der Herrschenden zu fürchten.

Zentral ist die Nachfolge

Das Licht, das diese Heilsgestalten wie eine Gloriole umgibt, verleiht ihnen jedoch etwas Unwirkliches, Entrücktes, Klischeehaftes. Zu viel Licht kann blenden und den Blick auf das Wesentliche verstellen. Das Wesentliche bringt Jesus, die Ur-Lichtgestalt des Christentums, auf den Punkt: «Ich bin das Licht der Welt. Wer mir folgt, wird nicht in der Finsternis umhergehen, sondern das Licht des Lebens haben» (Joh 8,12). Wenn sich Jesus als das Licht der Welt be-

zeichnet, tut er dies in jenem Geist, den er im zweiten Satz verdeutlicht: im Geist der Nachfolge. So, wie Jesus seinem göttlichen Vater nachfolgt, sollen die Menschen Jesus nachfolgen und ebenfalls etwas vom «Licht des Lebens» in die Welt tragen, verkündigend, helfend, teilnehmend.

Die Apostel, allen voran Paulus, sind diesem Aufruf gefolgt. In späteren Generationen Hildegard von Bingen, Franz von Assisi, Nikolaus von Flüe, Huldrych Zwingli, Mutter Teresa und viele andere. Sie alle gelten als klassische Lichtgestalten, als Leuchttürme des Christentums, als Träger des göttlichen Feuers. So sehr, dass sie in der Vorstellung der Mit- und Nachwelt zu makellosen Gestalten geworden sind, unfehlbar und entrückt in den Himmel der Heiligen.

Schatten gehört dazu

Dieser verklärte Blick auf die Botinnen und Boten des Lichts ist ver-

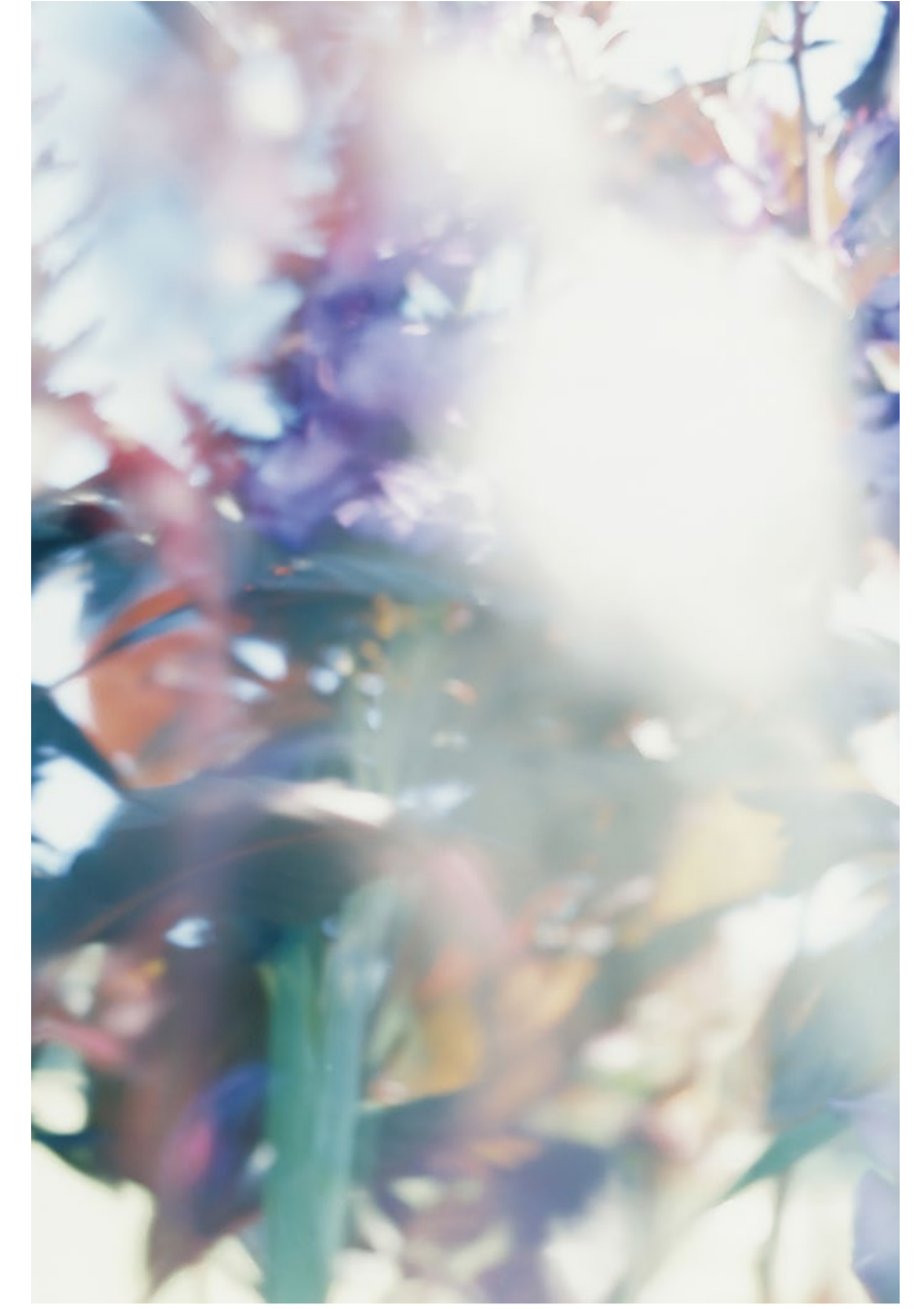
fehlt. Denn auch sie wandelten zuweilen im Schatten. Paulus war kein einfacher Zeitgenosse, streitbar, manchmal polemisch und tendenziell körperfeindlich. Zwingli liess zu, dass Zürcher Täufer zum Tod verurteilt wurden, und Mutter Teresa zweifelte an der

Der verklärte Blick auf Lichtgestalten ist verfehlt, denn auch sie wandeln zuweilen im Schatten.

Existenz Gottes: «Dunkelheit umgibt mich auf allen Seiten. Meine Seele leidet. Vielleicht gibt es gar keinen Gott. Ich spüre eine unendliche Sehnsucht, an ihn zu glauben. Aber wenn es keinen Gott gibt – Himmel, was für eine Leere!»

Menschliches Mass

Die Dunkelheit, von der Mutter Teresa in einem ihrer Briefe berichtet, ist keiner Lichtgestalt fremd. Sogar Jesus hatte seine Schattenmomente, seine Anfechtungen, Unduldsamkeiten und Augenblicke des Zorns. Das macht ihn, das macht alle Lichtgestalten menschlich. In seinem Lied «Fröhlich soll mein Herze springen» dichtet Paul Gerhardt: «Gott wird Mensch, dir, Mensch, zugute». In Jesus zeigt sich das Heilige ganz als Mensch, und wer ihm nachfolgt, braucht ebenfalls kein Heiliger zu sein. Mensch genügt – als Träger eines Lichts, das wärmt, aber nicht blendet. Hans Herrmann



Fotos: Thomas Flechtner

Den Sonnenblumen das Leuchten abschauen

Der Klostergarten ist der Stolz der Kapuzinerinnen in Jakobsbad. Er versorgt sie nicht nur das ganze Jahr mit Gemüse und Zutaten für Heilmittel und Leckereien, er erteilt auch Anschauungsunterricht für die Ausrichtung nach dem göttlichen Licht.

Schwester Chiara empfängt mich am schmiedeeisernen Tor zum Garten. Dahinter beginnt die Klausur des Frauenklosters. Normalerweise erhält man hier keinen Zutritt. Doch die Klostergärtnerin führt lächelnd hinein in ihr Reich, zuerst zu den Gemüsebeeten.

Sie erklärt: «Wir sind Selbstversorgerinnen.» Die Kapuzinerinnen wissen, wie das geht: Der Fenchel gedeiht prächtig, trotz des verregneten Sommers. Die Schnecken sind unter Kontrolle. Lauch, Kabis, Broccoli oder Blumenkohl mögen das viele Nass. Aber den Gurken und Zucchini fehlt momentan die Sonne. «Auch den Kräutern ist es zu kalt», sagt Schwester Chiara.

Altes Heilwissen in Fläschchen
In manchen Jahren zuvor haben die Schwestern Anfang August bereits drei- bis viermal geerntet, heuer konnten sie erst zweimal Pfefferminze oder Zitronenmelisse schneiden: zu wenig für Tinkturen oder Getränke. Im Klosterladen vertreiben die Kapuzinerinnen neben Leckereien und Likören auch eigene Heilmittel. Die Kundschaft kommt von weit her, um sich im Kloster Leiden Christi in Jakobsbad AI beraten zu lassen, wie sich Leiden lindern lassen. Das ist ganz im Sinn der Stifterin: Sie gründete 1853 «eine Stätte, in der Kranke Heilung und Traurige Trost finden» sollten.

Wir spazieren vorbei an Beeten voll Ageratum, Korn- und Ringelblumen. Letztere haben die Schwes-

tern auch schon zu Salben und Tees für ihre Apotheke verarbeitet. «Wir brauchen aber sehr viel, darum kaufen wir die meisten Heilkräuter ein.» Die hübschen blauen Borretsch-Blüten kommen zur Zier in den Salat. Trotz Dauerschlechtwetter geht es den Schnittblumen für Haus und Kirche erstaunlich gut. Einzig bei den Sonnenblumen weist Schwester Chiara auf die braunen Blätter hin. «Das ist vom Regen.»

Die goldenen Sonnenblumenblüten sind für sie der wichtigste Kirchenschmuck: «Um den Schein weiterzugeben», wie sie es ausdrückt. «Der Herrgott ist doch wie die Sonne, aber noch viel leuchtender – und durch die Sonnenblume reichen wir seinen Schein weiter.» Sie sagt es so, als müsse das jedermann und jeder-

«Wenn wir freundlich sind und lachen, dann erhellt unser Strahlen auch die Welt.»

Schwester Chiara
Kapuzinerin und Klostergärtnerin

frau sofort einleuchten. Schon im Sonnengesang des Franz von Assisi klingt der Vergleich an: «Und schön ist er (der Herr Bruder Sonne) und strahlend in grossem Glanz: von dir höchster ein Sinnbild», so dichtete Franz. Und die Kapuzinerin versucht, nach dem Vorbild des heiligen Franziskus zu leben.

Blüten als Lichtspeicher

«Es heisst ja: Der Herrgott und seine Kraft sind noch viel leuchtender als die Sonne. Wir wissen alle, wie blendend die Sonne ist und dass man nicht direkt hineinschauen soll», sagt Schwester Chiara. Die Sonnenblume vermittele diese kaum vorstellbare Strahlkraft. Nicht nur symbolisch: Die Blüte speichere regelrecht die göttliche Licht- und Leuchtkraft. «Die Mitte mit ihren nahrhaften Körnern ist Energiespeicher für verschiedenste Lebewesen.»

Nun gerät sie ins Schwärmen. Sie weist darauf hin, wie sich jetzt, kurz vor Mittag, alle höheren Sonnenblumen nach Süden ausrichten. «Sie strecken sich nicht nur wachsend zur Sonne, sondern drehen sich auch im Tagesverlauf dem Licht entgegen: Eigentlich sollten wir der Sonnenblume abschauen, wie es geht», sagt sie lachend.

Dass ihre Lieblingsblume etwas darüber lehrt, wie man sein Leben nach Gott ausrichtet, ist für Schwester Chiara sonnenklar: «Die gelben Blütenblätter strahlen hinaus in alle Richtungen, und wenn wir freundlich sind mit unseren Mitmenschen

und lachen, dann erhellt auch unser Strahlen die Welt.» Eine andere Favoritin der Klostergärtnerin ist das Maiglöckchen. Weil es so gut riecht und nur kurz zu bewundern ist – anders als die meisten Blumen, die es fast das ganze Jahr in den Blumenläden gibt.

Das Unscheinbare und Herzige der weissen Blütenglöckchen haben es ihr angetan: «Es ist für mich schon eines der schönsten Blümchen.» Es steht in der christlichen Symbolik auch für Maria. Ist das der Grund? Sr. Chiara winkt ab: «Schon lange bevor ich wusste, dass es eine Marienblume ist, hat mir das Maiglöckchen so gefallen.» Trotzdem stellt sie gern ein Sträusschen zum Marienbild in ihrem Zimmer.

Das Licht in die Mitte lassen

Inzwischen stehen wir vor der Blüte einer knallroten Rose. «Die hat mir der Landammann zur ewigen Profess geschenkt», sagt sie. Das Symbol der Liebe erblüht hier an einer Reihe von Stöcken in mehreren Arten und Farbnuancen: «Von Herzass über Schwarze Baccara.» Bereits zur ersten Profess wünschte sich Schwester Chiara ein Rosenbüschel: einen Klarapfelbaum, der im selben Beet gleich neben den Rosen steht und ihr auch ihren Namen als Nonne gab. «Ich dachte: Klaräpfel und Chiara, das passt.»

Auch von den Apfelbäumen kann man einiges über den Umgang mit dem Licht lernen. Im Frühling muss man sie «auslichten», damit das Licht

in die Mitte kommen kann; das ist wichtig für Wachstum und Reife. Und so bestehe auch die Aufgabe der Menschen darin, sich durchlässiger zu machen für das Licht und feinfühlicher zu werden für die Mitmenschen, findet die Kapuzinerin. Sie muss es wissen: Nicht zuletzt bedeutet das italienische «Chiara» auf Deutsch übersetzt auch «hell» und «licht» – und die Klostergärtnerin strahlt dieses Leuchten, von dem sie spricht, auch aus. Christian Kaiser



Schwester Chiara Hedwig, 50

Schon in der Floristinnenlehre half sie in der Gärtnerei, die zum Blumen-geschäft gehörte. Als sie vor zehn Jahren ins Kapuzinerinnenkloster in Jakobsbad AI eintrat, übertrug man ihr die Verantwortung für den Klostergarten. Schwester Chiara Hedwig betreut ihn gemeinsam mit ihren Mitschwesterinnen Veronika (87) und der 81-jährigen Josefa.

Sich Zeit lassen, bis das Licht fürs Bild stimmt

Thomas Flechtner arbeitet mit Technik des vergangenen Jahrhunderts. Auf grossformatigem Film hält er seine Bildideen fest: Landschaften, tote Frösche, goldene Kartoffeln, immer wieder Pflanzen. Und er schätzt auch die Abwesenheit von Licht.

Er ist ein Fotograf der anderen Art. Er hält nicht am Rand des Fussballplatzes ratternd grosse Bildserien pro Match fest, hat kein Studio mit Blitzleuchten und Hintergründen, fotografiert auch nicht mit höchster Auflösung und digitaler Nachbearbeitung kleinster Details Objekte für die Werbung.

Thomas Flechtner fügt sich nicht in das gängige Bild eines Fotografen. «Wenn ich zehnmal an einem Tag abdrücke, ist das viel», sagt der Zürcher im Gespräch per Videotelefon. Hinter ihm ragt ein Bücherregal in die Höhe. Unsichtbar rund um sein Haus seien Luft, Licht und weiter Raum, wie er erzählt. Er lebe heute vor allem im französischen Zentralmassiv. «Wenn ich am Abend über den Pass hierherfahre und in der Nacht ankomme, ist da nur noch Schwarz. Kein Licht. Das gibt es in der Schweiz nicht mehr. Das schätze ich jedes Mal.»

«Die ganzen Abstufungen sind im Regen viel detaillierter als im grellen Sonnenlicht.»

Thomas Flechtner
Fotograf

möglich gewesen. Doch mit diesem Licht und den Farben könne man vielleicht spüren, was für eine grosse Kraft in der Natur stecke. «Ich weiss nicht, ob ein Scheinwerfer im Studio dasselbe bewirken könnte. Ich bin skeptisch.»

So kraftvoll blumig frisch diese Arbeit wirkt: Thomas Flechtner ist nicht bekannt für Kitsch. Er hat in La Chaux-de-Fonds fotografiert, im Winter, nachts, in Grau und Weiss und in eisiger Kälte. Er ist in den Bergen stundenlang gewandert mit einer Stirnlampe, stets auf leicht versetzten Bahnen, und hat so in Langzeitbelichtungen mit Licht gemalt. Er hat wintergesperrte Passstrassen fotografiert, die Betonstadt von Le Corbusier im indischen Chandigarh,

weiter tote Frösche, sprisende Kartoffeln und immer wieder Gräser, Blätter, Bäume, Blumen in überraschenden Ansichten. Und dennoch sagt er: «Ein Sonnenauf- und -untergang, das hat eine besondere Kraft, das zieht mich in den Bann. Das ist ein Geheimnis, das mich immer berührt. Es ist für mich auch ein Akt der Demut zu spüren, dass es etwas Grösseres gibt.»

Kanäle von Energie

Zugleich sieht er das Licht auch als Mittel zur kreativen Manipulation. Speziell in der Architektur komme es auf diese Weise zum Zug, nicht zuletzt in Kirchen und Tempeln. «Es kann die Wahrnehmung beeinflussen, bildet Kanäle von Energie», führt Thomas Flechtner aus.

Für seine eigene Profession und Passion findet er «Lichtmalerei» einen «sehr schönen Begriff». Der 61-Jährige ist für seine Arbeit auch bedachtsam wie ein Maler unterwegs. Die Ausrüstung wiegt schwer, mit Stativ, Grossformatkamera, Kassetten für jedes einzelne Negativ. Und die Ungewissheit, welches Licht tatsächlich festgehalten ist, kann etwa auf Reisen auch mal Monate dauern. Denn erst nach der Entwicklung im Schwarz der Dunkelkammer sieht er sein Werk.

Das latente Bild

Dieser ganze Prozess habe bei ihm eine meditative Qualität, die er in der digitalen Fotografie nicht finde, sagt Thomas Flechtner. «Einem Di-

gital Native kann ich das gar nicht erklären, diese Spannung, das Geheimnis des latenten Bildes», sagt der Fotograf. Das sei es auch, was ihn bereits als Kind fasziniert habe. Durch den Mann seiner Patin kam er zur Fotografie, und schon als Zehnjähriger entwickelte er im eigenen Labor Fotos. «Das wurde eine Passion, die mein Leben bereichert», sagt er heute.

Ein anderer Beruf wäre für ihn nie infrage gekommen. Und selbst im vielfältigen Berufsfeld Fotografie ging er von Anfang an einen konsequenten Weg. «Mich faszinierte immer die Natur in allen Facetten. Porträts von Menschen zu machen, interessierte mich weniger.» Und obwohl er mit Schwarz-Weiss-Fotografie aufgewachsen und ausgebildet worden ist, sagt Flechtner: «Meine Welt ist farbig. Damit kann ich mich besser ausdrücken.»

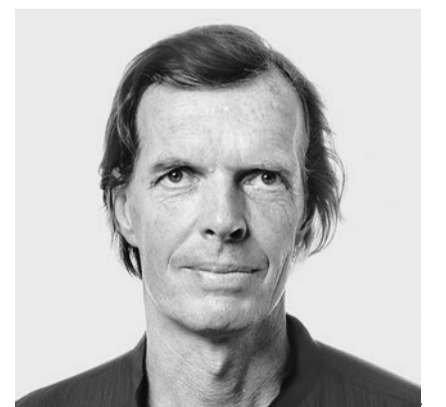
Er geniesst das Trübe

Gerade darum freut sich der Fotograf über diesen trüben Sommer: «Es ist oft grau – das geniesse ich sehr. Die Grüntöne sind so vital und frisch. Die ganzen Abstufungen sind im Regen viel detaillierter als im grellen Sonnenlicht.»

Nicht funktioniert hätte damit aber seine Serie von Kartoffeln. Er baue schon jahrzehntelang Kartoffeln an, habe einfach Freude an den Sorten. «Dann bewahrte ich mal die lustigsten, schönsten, bizarrsten auf. Mit der Zeit malte ich sie golden an, und sie begannen wieder zu keimen,

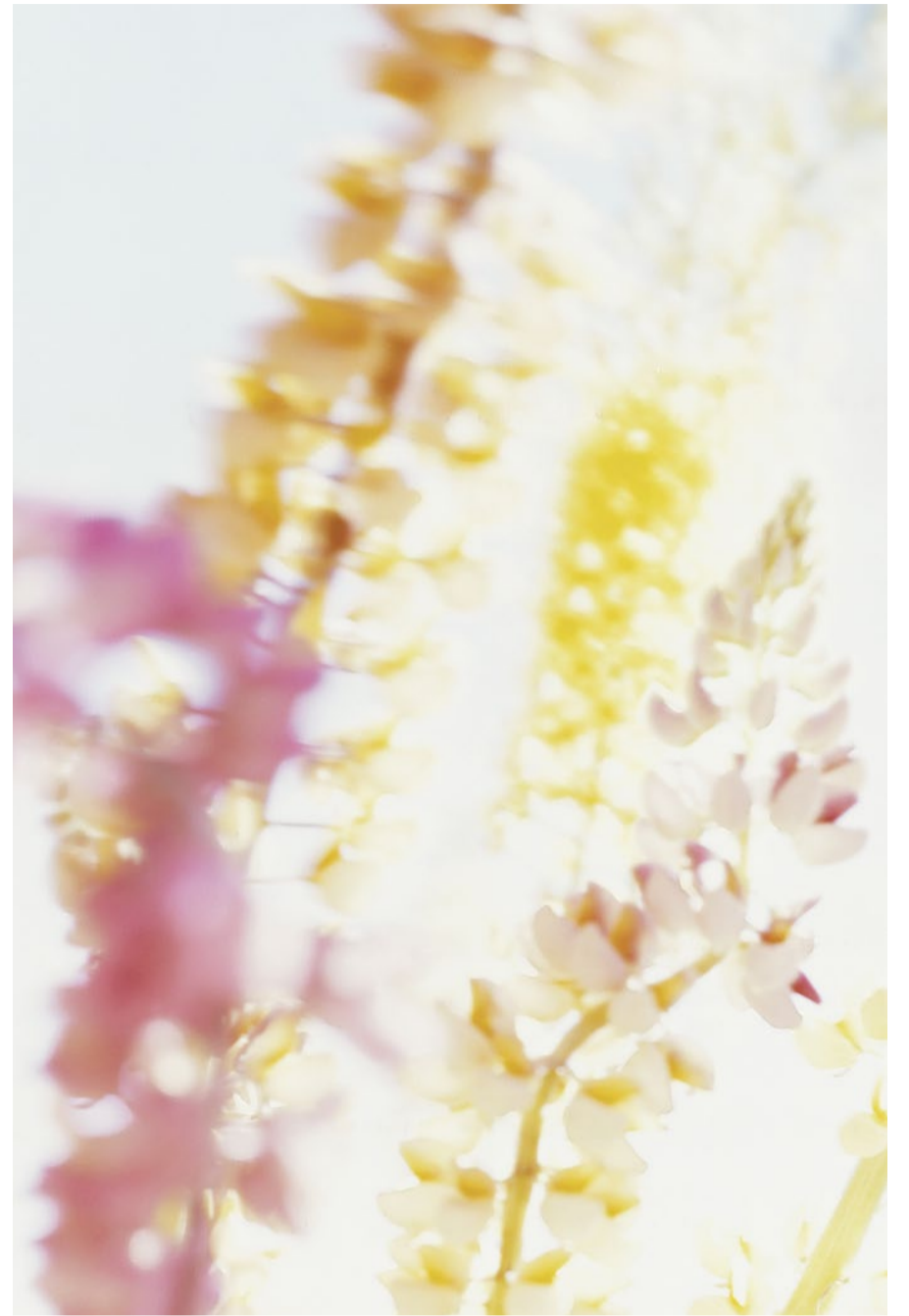
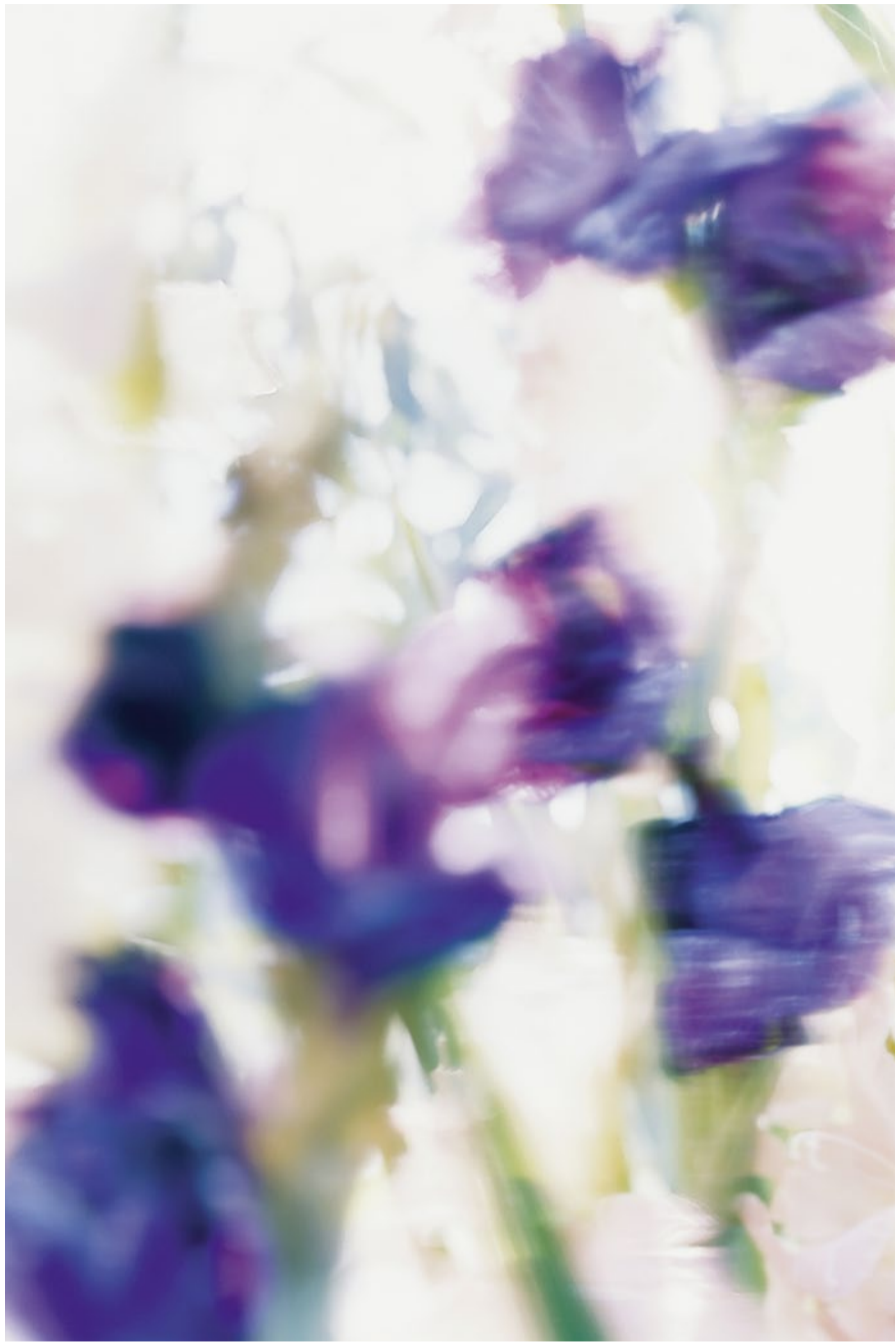
zu leben durch die Helligkeit», erzählt Flechtner. Doch das Bild, das er im Sinn hatte, entstand nur mit dem Sonnenlicht im Sommer am Mittag. So wartete er eben, bis das möglich war.

Trotzdem: Selbst der Analogfotograf findet am Smartphone etwas gut – dass er es als Notizbuch verwenden kann. «Und das Beste daran ist die Delete-Taste, eine sehr schöne Funktion.» Thomas Flechtner schmunzelt. Marius Schären



Thomas Flechtner, 61

Der Fotograf aus Winterthur hat eine Stahlbauzeichnerlehre gemacht. So überbrückte er die Zeit, weil er sich erst im 18. Lebensjahr an der Vevey Ecole d'arts appliqués einschreiben konnte. Von Beginn weg konzentrierte er sich auf Landschafts- und Naturfotografie im Kunstbereich. Er stellt im In- und Ausland aus und ist in öffentlichen Sammlungen vertreten.



Fotos: Thomas Flechtner

«Vernunft ist nicht nur Verstand und Rationalität»

Im 18. Jahrhundert breitete sich das Licht der Aufklärung aus und ebnete den Wissenschaften den Weg. Die Philosophin Christine Abbt erklärt, was von diesem Licht übrig geblieben ist und wie es sich gegen irrationale Tendenzen verteidigen lässt.

Die Aufklärer verstanden ihr Zeitalter als Zeitalter des Lichts. Ist es nun wieder dunkler geworden?
Christine Abbt: Immanuel Kant unterscheidet zwischen einem Zeitalter der Aufklärung und einem aufgeklärten Zeitalter. Einst wie heute müssen wir uns ständig um Aufklärung bemühen. Das ist anstrengend und bedeutet, den Prozess des Fragens und Infragestellens in Gang zu halten, sich nicht mit der ersten oder angenehmsten Antwort zufriedenzugeben, sondern auf der Suche zu bleiben.

Wissenschaft, Vernunft und Demokratie sind eng mit der Aufklärung verbunden. Jetzt, während der Pandemie, sind diese Begriffe allgegenwärtig. Wie erleben Sie dies?
Vieles war nach Ausbruch der Pandemie plötzlich anders. Spontane Begegnungen und auch ungehemmte Herzlichkeit und Körperlichkeit wurden seltener. Auch waren bald einmal unterschiedliche Einschätzungen festzustellen in Bezug darauf, wie mit dem Virus gesellschaftlich angemessen umzugehen sei.

Wissenschaft und Bildung halfen einst, die Demokratie zu etablieren. Im Zuge der Pandemie werfen Kritiker den Wissenschaftlern nun vor, die Demokratie zu gefährden. Die Beziehung zwischen der Wissenschaft und der Demokratie ist spannungsreich. Während in den Demokratien Prinzipien von Freiheit, Gleichheit und Mehrheit zen-

tral sind, richten sich die Wissenschaften an Werten wie Überprüfbarkeit und Konsistenz aus. Daraus können unterschiedliche Einschätzungen resultieren. Die Auffassung, dass Wissenschaftlerinnen die Demokratie gefährden, wenn sie sich einbringen, halte ich für falsch. Alle sollten ein Interesse daran ha-

«Die gesellschaftliche Spaltung wird heute von jenen befeuert, die hoffen, davon politisch zu profitieren.»

ben, tragfähige Lösungen für zentrale Probleme zu finden. Es wäre für Demokratien gefährlich, wenn die Stimmen der Wissenschaft verstummen müssten, weil sie nicht das sagen, was gehört werden will. Umgekehrt wäre es problematisch, fraglos der Wissenschaft zu folgen. Politisch ist es richtig, alle Positionen, die an einer fairen Lösung interessiert sind, in den Entscheidungsprozess einzubeziehen.

Was kann das Erbe der Aufklärung in der Pandemie beisteuern?

Es verweist auf Gemeinsamkeiten, die sich trotz Differenzen ausmachen lassen. Viele wollen möglichst schmerzfrei leben und ihr Leben möglichst selbstbestimmt gestalten. Das ist eine tragende Grundlage. Die gesellschaftliche Spaltung wird heute von jenen befeuert, die eine Spaltung wollen, weil sie hoffen, davon politisch zu profitieren.

Müssen wir neu lernen, vernünftiger, rationaler zu diskutieren?

In der Aufklärung wurde beharrlich auf Unterscheidungsmöglichkeiten hingewiesen, zum Beispiel zwischen Überreden und Überzeugen, zwischen Glauben und Wissen, zwischen Vorurteil und Urteil, und es wurde begründet, was alles von solchen Differenzierungen abhängt. Es wäre ein fataler Verlust, auf diese Möglichkeit zur Unterscheidung von verschiedenen Wissensformen zu verzichten. Sie ermöglicht Orientierung und ist grundlegend für Verständigung.

Warum wenden sich Menschen vom Licht der Vernunft ab, schenken zweifelhaften Informationen Glauben oder verzichten auf Errungenschaften wie die Covid-Impfung?
Ich bin überzeugt, dass es richtig ist, sich impfen zu lassen. Ein Anliegen hierbei ist, dass niemand an Covid erkranken soll. Ebenfalls von Sorge beeinflusst, kann eine andere Person die Impfung ablehnen. Sie

möchte womöglich vor etwaigen Nebenwirkungen der Impfung schützen. Wir kommen demokratisch einen grossen Schritt weiter, wenn wir zusammen über Ursachen für unsere Einstellungen reflektieren.

Was gerät aus dem Blick, wenn wir nur auf die Vernunft hören?

Vernunft ist nicht allein mit Verstand oder Rationalität gleichzusetzen, auch nicht allein mit Emotion oder Gefühl. Vernunft steht für die Bereitschaft, Rechtfertigungen einzufordern und zu geben, sich auf Gespräche einzulassen und dabei das Lebensfreundliche und Wohlwollende im Blick zu behalten.

Und wofür steht die Religion? Für das Dunkle, Okkulte – oder für das Licht, das erhellt, was der Vernunft verschlossen bleibt?

In Religionen wird versucht, anwesend und zugänglich zu machen, was abwesend und unzugänglich ist. In diesem Sinne sind viele Religionen geprägt von Praktiken, die auf Präsenzerfahrungen abzielen. Das, was nicht zu fassen ist, soll fassbar oder doch zumindest vermittelbar werden. Wenn dabei jedoch ausgeblendet wird, dass das Unfassbare unfassbar ist und bleibt, wird es, im Sinne der Aufklärung betrachtet, problematisch.

Sie schreiben, dass die Philosophie «konstruktive Denkweisen aufzeigt und komplexitätsbewusste und möglichst gewaltlose Lebensfor-

men konkretisiert». Macht Philosophieren zum besseren Menschen?

Der aus dem Altgriechischen stammende Begriff Philosophie bedeutet dem Wortsinn nach «Freundschaft zur Weisheit». Das ernsthafte Bemühen um eine solche Freundschaft erachte ich als wünschenswert. Dieser Ansatz unterscheidet sich deutlich etwa vom Willen zur Macht, wie er in der Philosophie ebenfalls reflektiert wird.

Interview: Christa Amstutz



Christine Abbt, 46

Sie ist seit 2020 Professorin für Politische Philosophie an der Universität Graz. Im Zentrum ihrer Forschung stehen Fragen der Demokratietheorie und Ethik. Christine Abbt studierte Germanistik, Philosophie und Religionswissenschaften in Zürich und Tübingen. In ihrer Habilitation untersuchte sie das Verhältnis von Denken und Vergessen in der Philosophie der Aufklärung.

«Kantonalkirche braucht eine stärkere Gewichtung»

Dekanin Cornelia Camichel Bromeis vermied es, sich als Feministin zu bezeichnen. Der Vorsteherin der Bündner Synode war es aber stets wichtig, Genderaspekte zu reflektieren und einzubringen.

Was war Ihr herausragendster Moment als Dekanin in Graubünden?
Cornelia Camichel Bromeis: Jedes Jahr tagt die Synode an einem anderen Ort. Dieses Zusammenarbeiten mit den Kirchgemeinden, den lokalen Vereinen und Gruppen, die Gastfreundschaft, die uns immer entgegengebracht wird, das war für mich jeweils ein Höhepunkt.

Ist die Bündner Kirche modern genug, um gesellschaftlichen Veränderungen zu begegnen?

Die Bündner Kirche ist stark dezentral orientiert. Eine zentrale Kirche wird sofort als «zentralistisch» bezeichnet. Heute genügt es aber nicht mehr, wenn einzelne Kirchgemeinden auf Veränderungen wie den Klimawandel oder die Migration reagieren. Wenn Kirche relevant sein will, muss sie solche Themen ins Zentrum stellen. Dazu braucht es eine stärkere Gewichtung der Kantonalkirche. Als Dekanin waren mir oft die Hände gebunden, als Pfarrerin kann ich mehr agieren. Wenn ich sehe, wie die Jugend die Last der aktuellen Probleme teilweise kaum ertragen kann, müssen wir als Kirche Verantwortung übernehmen. Sonst vernachlässigen wir unseren Seelsorgeauftrag.

Gab es Situationen in Ihrem Amt, die Sie nur als Frau so erleben?

Ja, es gab Genderaspekte. Bei Wirtschaftsthemen zum Beispiel war es mir wichtig, immer auch den «Care»-Aspekt mitzubedenken. Damit eckte ich anfangs an. Heute sind mehr Frauen in kirchlichen Gremien vertreten, und «Care»-Themen sind besser vertreten. Meiner Meinung nach könnte sich die Bündner Kirche dafür stärker einsetzen. Wenn man es zu sehr allen recht machen will, besteht die Gefahr, dass nur noch die lauten, populistischen Stimmen zu hören sind.

Was bedeutet für Sie Kirche?

Für mich ist Kirche der Ort, wo ich Menschen – auch ausserhalb der Kirchenmauern – antreffe, die meinen Horizont erweitern, die mit mir



Im Juni eröffnete Cornelia Camichel Bromeis zum letzten Mal als Dekanin die Bündner Synode.

Foto: Stefan Hügli

«Wenn man es allen recht machen will, hört man nur noch die Lauten.»

Cornelia Camichel Bromeis
Pfarrerin

die Liebe zu den Menschen und der Schöpfung teilen. Kirche bedeutet für mich auch, einander zu akzeptieren, auch wenn wir theologisch nicht derselben Meinung sind. Und spüren, dass man einen gemeinsamen Boden hat, der uns trägt. Kirche findet alltäglich statt, morgens beim Einkaufen genauso wie abends beim Zähneputzen.

Wo finden Sie Erholung?

Der Begriff Erholung gefällt mir. Weil ich mir tatsächlich Kraft hole. Meine Kraftquelle ist die Predigtvorbereitung. Ich erachte es als Privileg, dass mir als Pfarrerin noch heute zugestanden wird, Glaube und Gesellschaft anhand der Bibel und unserer Traditionen immer wieder zu reflektieren. Damit versuche ich, auch auf meine eigenen, grundlegenden Fragen Antworten zu finden. Dieses Reflektieren vermisste ich ein bisschen als Dekanin. Erholung finde ich auch im Dialog. Ich erhole mich, wenn mir jemand im Gespräch andere Horizonte eröffnet, mir hilft, die Wahrnehmung zu schärfen. Oder wie Martin Buber es ausdrückte: Ich brauche das Du, um selber «ich» sagen zu können.

Was sind Ihre Ambitionen für das neue Amt in Zürich?

Unsere gesellschaftlichen Strukturen sind ja aus der Wahrnehmung von Männern gewachsen. Ich will

versuchen, die Sichtweise von Frauen stärker in den Dialog einzubringen, andere Standpunkte zu setzen: weniger das Heldenhafte, mehr die Verletzlichkeit ins Zentrum zu stellen. Nicht als individuelles, aber als strukturelles Thema. Als Kirche haben wir ein Fundament, auf das wir uns berufen sollten. Schwäche einzugestehen, ist eine Stärke.

Interview: Rita Gianelli

Cornelia Camichel Bromeis, 50

Aufgewachsen in Tiefencastel, besuchte die Rätoromanin das Lehrerseminar in Chur. Danach studierte sie Theologie in Basel, Bern und Freiburg, war Pfarrerin in Chur und Davos und trat im 2014 als erste Frau das Amt der Dekanin der Bündner Synode an. Sie ist verheiratet und dreifache Mutter. Ab August 2021 arbeitet sie als erste gewählte Pfarrerin in der Altstadtkirche St. Peter in Zürich.

Kindermund



Maja da Köniz und schöner schlafen in der Val Müstair

Als Bigna von den Ferien heimkam, wartete viel Geburtstagspost auf sie. Katzenunterwäsche, ein Foto des Riesenrads von Thun und ein ganzes Bündel Postkarten, auf denen eine ältere Dame aus Zürich ihr Leben beschrieb, gehörten ebenso dazu wie Toffifee-Pralinen, eine lange Liste mit Helvetismen, die lange in unseren Geschichten vermisste, und Glückwunschkarten mit Igel, Marienkäfern, Hunden, Glitzerblumen.

Bigna begann sofort zu antworten, schnipselte Verpackungsschachteln zu Puzzles, bemalte Briefkarten mit Regenbogen, Pferden, feuerspeienden Drachen und bunten Mustern und ordnete sie mit viel Liebe zu. Der Mann etwa, der kommentarlos die Schachtel Pralinen geschickt hatte, bekam die schwarze, an einer Stelle grünlich schimmernde Feder einer Elster. «Was schreibe ich?», fragte ich. «Nichts, er soll sich ja wundern. Sonst entdeckt er vielleicht gar nicht, dass sie schimmert wie ein bov da grascha, und der bov da grascha bringt Glück.» Bov da grascha heisst Mistkäfer.

Mit Worten dankte sie nur für die Katzenunterwäsche, die sie gleich über die andere angezogen hatte, und für ein grosses Paket, das eine Puppe mit vielen Kleidern zum Wechseln enthielt. «Das Bébé ist ein Findelkind», schrieb eine Maja aus Köniz, «es lag in einer Schachtel am Strassenrand. Ich habe es mitgenommen und nach und nach eingestrickt. Jetzt müsste es noch eine Bäbi-Mutter finden und einen Namen und ein Zuhause bekommen. Ob du diese Aufgabe übernehmen willst?»

Das Bébé war reizend und seine Garderobe hinreissend, ein Gilet mit goldener Borte war dabei, ein Pullover mit Pompons, ein Strampler, eine Mütze mit Bimmel und sogar eigenes Bettzeug mit bunten Knöpfen, alles äusserst akkurat gearbeitet. Bigna malte und schrieb eine fast so akkurate Dankeskarte und verdrückte ein paar Tränen, als wir entdeckten, dass das Paket keinen Absender hatte. «Dafür nennen wir die poppa Maja, und du baust ihr ein Bett», sagte Bigna. «Warum ich?» «Weil du mir noch nichts zum Geburtstag geschenkt hast.» «Es gibt dich ja auch gar nicht.» «Stimmt, aber Maja. Und die soll es gut bei uns haben.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Wie kann ich jetzt noch von ihm Abschied nehmen?

Mein Mann ist zu Beginn der Corona-Pandemie überraschend gestorben. Ich hatte weder die Gelegenheit, ihn im Spital zu besuchen noch ein längeres Gespräch mit ihm zu führen. Es gibt so vieles, was unausgesprochen geblieben ist. Das belastet mich. Wie finde ich Trost?

Das tut mir leid! Es ist schrecklich, wenn wir jemanden verlieren, besonders so plötzlich. Sie konnten Ihren Mann nicht verabschieden, weder mit Umarmungen noch mit Worten oder Gesten. Trost zu finden, wird nicht einfach sein. Die Trauer, der Schreck, die Verwirrung über die neue Situation, das alles braucht furchtbar viel Zeit.

In dieser Zeit gibt es aber Dinge, die Ihnen vielleicht helfen. Versuchen Sie, das Unausgesprochene zu formulieren: Was hätten Sie noch sagen, erklären, fragen wollen? Es kann guttun, dies alles aufzuschreiben, als Liste oder als Brief an Ihren Mann. Oder vielleicht gibt es jemanden, dem Sie es erzählen können, ohne dass er fertige Antworten liefert? Seelsorgerinnen oder gute Freunde hören oft gerne zu. Menschen, die selbst einen Verlust erleiden, eignen sich besonders für den Aus-

tausch. Sie treffen sie vielleicht auf dem Friedhof oder in Trauergruppen, wie sie zum Beispiel von Kirchgemeinden angeboten werden.

Reden Sie. Nicht nur stumm im Kopf. Sagen ist etwas anderes als nur Denken. Reden Sie auch am Grab Ihres Mannes oder an Orten, wo Sie sich ihm besonders nahe fühlen. Wenn Sie beten können: Sprechen Sie zu Gott. Und hören Sie auf die Stille. Vielleicht liegt darin eine Antwort? Wenn Sie schreiben: Sie können Briefe im Grab vergraben – oder sie verbrennen, damit Ihre Gedanken aufsteigen können im Rauch.

Wichtig ist, Ihre Trauer zu begrenzen. Nicht, um sie kleiner zu machen, sondern um ihr klare Zeiten und Räume zu geben. Eine bestimmte Stunde am Tag, auch mehrmals, an einem bestimmten

Ort. Vielleicht mit einem Ritual, einer Kerze, die Sie dazu anzünden. Und danach löschen, damit auch wieder Raum für den Alltag entsteht. Lernen Sie so zu unterscheiden, was Sie ablegen müssen und was Sie weitertragen wollen.



Anne-Marie Müller
Pfarrerin in der reformierten Kirchgemeinde Zürich

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info

Bündner Pfarrpersonen zu Besuch im Rheinwald

Synode Die jährliche mehrtägige Pfarrversammlung fand dieses Jahr in Splügen statt. Die Synode gibt es seit bald 500 Jahren. Wer als Pfarrer oder Pfarrerin in Graubünden tätig sein will, muss Mitglied der Synode sein. Sie diskutiert auch theologische Fragen.



Ein Gruppenfoto gehört genauso zur Synode wie das Fussballspiel der Pastors United gegen die jeweilige Gastgemeinde. Die lokalen Helfenden in roten Schürzen sorgten für das Wohl der Synodalen, die Splügen auf einer Dorfführung erkundeten. Fotos: Stefan Hügli

INSERATE



Crusch Cotschna Svizra
Schweizerisches Rotes Kreuz
Croce Rossa Svizzera
Grischun Graubünden Grigioni



Vorausschauend planen Machen Sie den ersten Schritt

Wir beraten und begleiten Sie rund um die Themen Patientenverfügung und Vorsorgeauftrag. Damit Ihre Angehörigen in Ihrem Sinne handeln können.

Rufen Sie uns an – wir beraten Sie gerne!

Schweizerisches Rotes Kreuz Graubünden
Steinbockstrasse 2, 7000 Chur, 081 258 45 84
www.srk-gr.ch/Vorsorge

BDG

Bürgschafts- und Darlehensgenossenschaft
der Evang.-reformierten Landeskirche GR

Zinsgünstige Darlehen

bei

- Kauf und Sanierung von Liegenschaften
- Landkauf für landwirtschaftliche Nutzung
- Kauf von Maschinen und Einrichtungen
- Aus- und Weiterbildungen
- Überbrückung von finanziellen Engpässen

für

- Angehörige der Landeskirche
- Kirchgemeinden

BDG

Quaderstrasse 18 • 7000 Chur
081 252 47 00 • bdg@bdg-gr.ch
www.bdg-gr.ch



Wochenende für Verwitwete,
für trauernde Partnerinnen und Partner

Samstag/Sonntag, 13./14. November 2021
im Parkhotel Gunten am Thunersee

Auskunft und detaillierte Unterlagen:
Christine Mühlematter 033 654 49 83
079 295 30 88 / chmuefa@bluewin.ch

Tipps

Kurs

Einander besser unterstützen

Der Umgang mit der Alzheimerkrankheit ist eine Herausforderung für alle Beteiligten. Demenz erfordert Verständnis, Einfühlungsvermögen und Toleranz. Benevol, die Freiwilligenorganisation, sowie die Fachorganisation Alzheimer Graubünden und die Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden bieten im September einen Basiskurs zu verschiedenen Formen von Demenz und deren Auswirkungen im Alltagsleben an. rig

Menschen mit Demenz begleiten. www.gr-ref.ch, Details in der Agenda unten



Den Lebensabend geniessen trotz Alzheimerkrankheit.

Foto: zvg

Christoph Biedermann



Agenda

Kurse

Menschen mit Demenz begleiten

Die Kursteilnehmenden lernen anhand von Fallbeispielen, mit herausfordernden Situationen umzugehen – unter anderem mit der Methode «Validation». Leitung: Raimund Klesse, Dr. med FMH Psychiatrie und Psychotherapie, und Clara Deflorin, Pflegefachfrau, Beraterin bei der Vereinigung Alzheimer Graubünden.

Di, 14.9./21.9., 8.45–16.30 Uhr
Bürgerheim, Cadonaustrasse 64, Chur
Kosten: Fr. 200.– (Fr. 180.– für Mitglieder), inkl. 2x Mittagessen, Anmeldung: johannes.kuoni@gr-ref.ch, 081 257 11 85, www.gr-ref.ch

Kirche digital

Der Kurs zeigt die Vielfalt von Kommunikation und Beziehungen im digitalen Raum, unterstützt beim Erstellen einer digitalen Strategie und regt zum Ausprobieren von Tools an. Referierende: Martin Peier, Pfarrer und Kommunikationstrainer; Walter Bstliher, Sozialdiakon; Brigitte Gafner-Schuler, Sozialdiakonin.

Mi, 29. September, 9–17 Uhr
KGH, Kirchgasse 9, Klosters Platz
Kursteilnahme kostenlos, Tagungsteilnehmende bezahlen das gemeinsame Mittagessen im Restaurant selbst, Anmeldung bis 15.9.: diakonatskapitel@gr-ref.ch, 081 257 11 85, www.gr-ref.ch

Neu in der Kirche

Vormittags erhalten neue Mitarbeitende aus den Kirchgemeinden und Vorstandsmitglieder einen Einblick in den Aufbau und die Anlaufstellen der Landeskirche. Der Nachmittag steht für die aufgabenspezifische Einführung und Fragen zur Verfügung. Referierende: Vertretungen aus Kirchenrat, Verwaltung und Fachstellen.

Mo, 25. Oktober, 9.30–16 Uhr
Comanderzentrum, Sennensteinstrasse 28, Chur
Veranstalter: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden, keine Kosten, Anmeldung: johannes.kuoni@gr-ref.ch, 081 257 11 85, www.gr-ref.ch

Theaterstück planen

Für einen besonderen Anlass ein Theaterstück planen, Schauspieler und Schauspielerinnen finden und passend inszenieren ist mit dem richtigen Know-how unkompliziert zu realisieren. Die Tagung «Mach mal (k)ein Theater» gibt Inputs, wie mit geringem Aufwand etwas Ansprechendes in der Kirchgemeinde entsteht.

Sa, 11. September, 9–16.30 Uhr
ref. KGH, Rheinstrasse 2, Landquart
Anmeldung: maria.thoeni@gr-ref.ch, 081 257 11 86, www.gr-ref.ch

Besuchen und begleiten

Grundkurs für Freiwillige, die privat oder in einem Besuchsdienst andere Menschen besuchen oder sich ein solches Engagement überlegen. Leitung: Renata Basig, Pflegefachfrau; Marianna Iberg, Pfarrerin.

Do, 2. September, 8.45–16.30 Uhr
Bürgerheim, Cadonaustrasse 64, Chur
Anmeldung: johannes.kuoni@gr-ref.ch, 081 257 11 85

Grüner Güggel

Oeko Kirchen für die Umwelt bildet in einem praxisnahen und kompakten Lehrgang kirchliche UmweltberaterInnen aus. Diese Personen verfügen über die Kenntnisse und Kompetenzen, Kirchgemeinden und kirchliche Institutionen als Coaches zum Zertifikat Grüner Güggel zu führen.

Information Oeko Kirche und Umwelt, Fachstelle Öme Weltweite Kirche, Loëstrasse 60, Chur, 079 406 94 99, www.gr-ref.ch, www.grüner-güggel.ch

Schweiz und Graubünden

Kirchengeschichtliche Reise zu den Quellen unserer Heimat und Kultur. Modul des Theologiekurses Graubünden. Referent: Jörg Lanckau, Professor für Altes Testament.

Fr, 17. September, 9–21 Uhr
Loëstrasse 60, Chur
Anmeldung bis 15.9.: joerg.lanckau@gr-ref.ch, 079 339 46 37, www.theologiekurs-graubuenden.ch

Samstagspilgern

Regelmässig, etappenweise den Jakobsweg Graubünden begehen. Nächste Etappe: Tschierschen–Chur, 13 Kilometer, Wanderleitung: Curdin Foppa.

Sa, 4. September, 9.35 Uhr (Besammling), Posthaltestation Tschierschen
Anmeldung: curdin.foppa@bluewin.ch, www.jakobsweg-gr.ch/angebote/jahresprogramm

Pilgerstamm

Austausch über Erlebnisse auf dem Jakobsweg und Kontakt pflegen zu anderen Pilgern und Pilgerinnen.

Mo, 6. September, ab 18 Uhr
Restaurant No Name, direkt hinter dem Bahnhof Chur
Vreni Thomann, 081 630 31 17

Kultur

Nicht das Ende der Welt

Eine Ausstellung von Künstlern und Künstlerinnen in der Kunsthalle von Fundaziun Nairs über Zukunftsvisionen zum Klimawandel in einer apokalyptischen Welt ohne die Spezies Mensch.

Bis 24. Oktober, Do–So, 15–18 Uhr
Fundaziun Nairs, Nairs 509, Scuol
info@nairs.ch, www.nairs.ch

Radio und TV

20 Jahre nach 9/11

Ein Gespräch über die Auslegung des Korans mit dem afghanischen Philosophen und Islamwissenschaftler Milan Ahmad Karimi und Stefan Weidner, Journalist, Islamwissenschaftler.

So, 5. September, 10 Uhr
Sternstunde Religion SRF 1

Zur Zukunft der Bibel

250 Jahre Bibelwissenschaft haben unser Wissen über die Bibel enorm erweitert – und auch entzaubert. Ein internationaler Kongress an der Universität Zürich geht der Frage nach, wie die Bibel heute gelesen wird.

So, 12. September, 8.30 Uhr
Perspektiven SRF 2

Abstand und Nähe

Seelsorge in Corona-Zeiten in Beizen, Spitälern und Gefängnissen.

So, 19. September, 8.30 Uhr
Perspektiven SRF 2

«Spirit, ds Kirchamagazin uf RSO»

sonntags, 9–10 Uhr
Radio Südostschweiz

Pregia curta u meditaziun, dumengia

a las 8.15, repetiziun a las 20.15
Radio Rumantsch
– So, 5. September, Silvia Gartmann
– So, 12. September, Arno Arquint
– So, 19. September, Ursin Defuns
– So, 26. September, Anja Felix

Gesprochene Predigten

jeweils 10–10.30 Uhr
Radio SRF 2
– So, 5. September, römisch-katholischer Gottesdienst aus Teufen AR
– So, 12. September, Michael Pfiffner (röm.-kath.), Christian Ringli (ev.-freikirchl.)
– So, 19. September, evangelisch-reformierter Gottesdienst zum Bettag aus Thun-Allmendingen
– So, 26. September, Matthias Wenk (röm.-kath.), Tanja Oldenhage (ev.-ref.)

Glockengeläut

jeweils 18.50 Uhr, Radio SRF 1, und 17.20 Uhr, Radio SRF Musikwelle
– Sa, 5. September
Enenda GL (ev.-ref.)
– Sa, 12. September
Lachen SZ (röm.-kath.)
– Sa, 19. September
Mönthal AG (ev.-ref.)
– Sa, 26. September
Nebikon LU (röm.-kath.)

Weitere Anlässe:
reformiert.info/veranstaltungen

Leserbriefe

reformiert. 7+8/2021, S. 2
Mitten in einem Krieg, den nur wenige wollen

Überzeugt von der Idee

Wir waren vor zwei Jahren in Neve Shalom/Wahat al-Salam und waren beeindruckt von diesem Konzept. Es zeigt überzeugend, dass auch Menschen verschiedener Ethnien in Frieden zusammenleben können, wenn nicht die Politik hetzt und Krieg anzettelt. Hier suchen Juden, Muslime und Christen gemeinsam nach Lösungen, statt sich die Köpfe einzuschlagen. Evi Guggenheim schreibt zu Recht, dass die Israeli die Stärkeren sind, aber auf unserer Reise haben wir zum Glück auch erfahren, dass viele Israeli versuchen, den Palästinensern zu deren Recht zu verhelfen. Wenn nur überall so viel unternommen würde, um Frieden zu schaffen.
Eva Kohler, Rafz

Der Wandel ist möglich

Das desolate Machtgefälle in den besetzten palästinensischen Gebieten – davon zu sprechen sprengt den Rahmen eines Leserbriefes. Der Probst der Jerusalemer Erlöserkirche sagt: «Es braucht Begegnungsräume, wo man sich auf Augenhöhe gegenübersteht.» Die existierenden Begegnungsräume sind bei uns zu wenig bekannt. Es lohnt sich, einige der zahlreichen Organisationen anzuklicken. Neve Shalom/Wahat al-Salam wurde vorgestellt. Schaut, was Ta'ayush (= gemeinsam) macht und The Combatants for Peace. Nava Sonnenschein, die Gründerin der School for Peace (SfP), hat 25 arabische und jüdische Absolventinnen und Absolventen der SfP interviewt. Rund 75 000 Menschen der verschiedenen Ethnien haben bis jetzt an Kursen und Schulungen der SfP teilgenommen. Echter Wandel ist möglich. Um diesen zu verstärken, ist es ausschlaggebend, wie viele Menschen sich auch hier für die Unterstützung einer Basis in gegenseitigem Respekt entscheiden. Für den demokratischen Wandel. Es gibt tausend Möglichkeiten.
Elisabeth Lutz-Höffling, Zollikofen

Ihre Meinung interessiert uns: Schreiben Sie uns an: redaktion.graubuenden@reformiert.info oder «reformiert. Graubünden», Brandisstrasse 8, 7000 Chur. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

Aus den Fachstellen

Seine Rechte kennen

Was müssen Religionsunterrichtende und Lehrpersonen zu Cybermobbing wissen? Was können Erwachsene für Kinder und Jugendliche tun, damit diese Schutz und Sicherheit in der Schule und in sozialen Medien erfahren? Wo sind die Grenzen im System Schule, und was können Religionsunterrichtende in ihrer Kirchgemeinde dagegen tun? Die landeskirchliche Fachstelle Religionspädagogik in der Schule organisiert dazu regelmässig Weiterbildungen. Die nächste beginnt am 10. November in Chur. rig

www.gr-ref.ch

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 703 595 Exemplare

Redaktion
AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Nadja Ehrbar (neh), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Christian Kaiser (kai), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr)
Blattmacher: Hans Herrmann
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Die Orthografen
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Graubünden

Auflage: 32 090 Exemplare
reformiert. Graubünden erscheint monatlich, ausser im August

Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden, Chur
Präsidentin der Herausgeberkommission: Erika Cahenzli-Philipp
Redaktionsleitung: Constanze Broelemann
Verlagsleitung: Erika Cahenzli-Philipp

Redaktion
Brandisstrasse 8, 7000 Chur
Tel. 079 823 45 93
redaktion.graubuenden@reformiert.info

Verlag
Erika Cahenzli-Philipp
Loëstrasse 60, 7000 Chur
erika.cahenzli@gr-ref.ch

Abonnemente und Adressänderungen
Somedia Publishing AG
Sommeraustrasse 32
Postfach 419, 7007 Chur
Tel. 0844 226 226
abo@somedia.ch

Inserate
KünzlerBachmann Verlag AG, St. Gallen
Mediaberater Urs Dick
Tel. +41 71 314 04 94, u.dick@kueba.ch

Inserateschluss Ausgabe 10/2021
1. September 2021

Druck
DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier
Der Umwelt zuliebe verwenden wir ein ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85%.

Porträt

Sie begnügt sich mit 20 Quadratmetern

Nachhaltigkeit Bea Eigenmann tauschte ihre Wohnung gegen ein Tiny House. Nun lebt sie temporär auf Baugrund der Kirchgemeinde Wädenswil.



Ein kleines Holzhaus inmitten von Grün: Bea Eigenmann vor ihrem Tiny House.

Foto: Gerry Nitsch

In einer Holzkiste hinter dem Haus wachsen Tomaten, am Eingang neben der Treppe spriessen Minze und Thymian, aber die Ernte, auf die Bea Eigenmann besonders stolz ist, kommt direkt aus dem Gefrierfach. «Meine Eiswürfel sind von der Sonne gemacht, von den eigenen Solarpanels», sagt sie und lacht.

Die 52-Jährige sitzt leger in Tunika und Leggings gekleidet am Gartentisch, über dem Kopf flattern T-Shirts an der Wäscheleine, auf dem Nachbargrundstück reifen die Äpfel in den Plantagen. Seit März wohnt sie hier auf einem Grundstück der reformierten Kirche Wädenswil. Nicht in einer der heiss begehrten

Immobilien in Stadtnähe – sondern in einem Tiny House, also in einem klitzekleinen Haus.

Die Kinder im Wohnwagen

Während viele sich im Zuge der Pandemie vergrössern, mehr Platz und Raum suchen, hat sich Bea Eigenmann verkleinert. Sie hat ihre 100-Quadratmeter-Eigentumswohnung verkauft und ist in ein Holzhaus mit 20 Quadratmetern Fläche gezogen. Von all den Dingen, die sie beim Umzug zurücklassen musste, fehlt ihr nichts.

«Ich wollte Ballast abbauen, weniger Verantwortung für ein altes Haus und mich aufs Wesentliche

konzentrieren», sagt die von ihrem Ex-Partner getrennt lebende Mutter von drei Kindern. Zwei wohnen die Hälfte der Woche noch bei ihr, sie sind in Ausbildung. Momentan

Bea Eigenmann, 52

Die gebürtige Zürcherin ist für zwei Jahre Zwischenmieterin auf einem Grundstück, das die reformierte Kirchgemeinde Wädenswil an Projekte im Bereich Kleinstwohnformen vermietet. Bea Eigenmann ist die zweite Mieterin, die erste Familie zog mit ihrem Haus im Herbst 2020 weiter.

schlafen sie in einem Wohnwagen, doch bald sollen sie ein Zimmer in einem Anbau bekommen.

Beim Grundstück, auf dem das Tiny House steht, handelt es sich um Bauland an bester Lage, zwischen alten Bauernhäusern und Neubauterrassenwohnungen, wie sie am Zürichsee üblich sind. Eigenmann: «Das Haus ist eine Massanfertigung und ein Familienprojekt.» Ihr ehemaliger Partner, ein Schreiner, hat es mit seiner Firma für sie gebaut, eine Tochter packte während eines Praktikums mit an.

Eigenmann schätzt den Wert des Holzhauses auf etwa 250 000 Franken. Denn obwohl es so klein ist, ist alles drin: eine Küchenzeile mit far-

«Ich wollte Ballast abbauen, mich aufs Wesentliche konzentrieren.»

bigen Holzfronten, ein WC und eine freistehende ovale Badewanne. Im Obergeschoss befindet sich das Schlafzimmer. Der Strom stammt von der eigenen Solaranlage, gekocht wird mit Gasflaschen. Im Winter heizt ein Schwedenofen.

Sitzt Eigenmann im Homeoffice am weissen Schreibtisch neben dem Sofa, sieht sie das Grün der Halbinsel Au. Sie arbeitet für Greenpeace in der Personalabteilung. Das Leben im Kleinhaus hat für sie auch ideologische Gründe. «Es ist eine tolle Wohnform, um Boden zu nutzen, ohne ihn zu versiegeln. Quasi eine andere Form der Verdichtung.»

Gemeinschaft erwünscht

Minihäuser sind populär, Tausende lassen sich auf Youtube besichtigen. Auch Eigenmann sieht sich als Botschafterin, ist offen für Besuche von Schulklassen oder Studenten. Gerade für Junge, die sich ein grosses Haus nicht leisten können, seien Tiny Houses attraktiv, glaubt sie.

Auch wenn es auf Rädern steht, sieht Bea Eigenmann ihr Haus nicht an einem fernen Strand oder hoch im Gebirge. Sie lebt seit 25 Jahren in Wädenswil, geniesst den Anschluss an die Grossstadt, Kulturveranstaltungen und ihren Freundeskreis. Allerdings will sie nicht ewig auf weiter Flur allein stehen. Auch mit Blick auf das Alter möchte sie sich anderen Kleinstwohnform-Projekten anschliessen. «Insofern ist das Haus auch eine Investition in meine Zukunft.» Cornelia Krause

Gretchenfrage

Dominic Deville, Satiriker:

«Schon früh weckte die Kirche meine Fantasie»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Deville?

Hach. Ich würde einmal sagen: Es ist kompliziert. Auf der einen Seite stehen pädophile Priester, mordende Taliban und rückständige Kirchenoberhäupter, auf der anderen Seite aber haben wir eben auch eines der spannendsten und herausforderndsten Themen der Menschheitsgeschichte, das immer wieder berührt, aufregt und fasziniert.

Und wie haben Sie Religion als Kind erlebt?

Ich bin in einer erzkatholischen Gemeinde in der Innerschweiz aufgewachsen. Wir waren alles andere als eine Familie von Kirchgängern, aber bei meinen Freunden zu Hause wurde regelmässig am Tisch gebetet, in der Kirche gebeichtet und gemeinsam in der Bibel gelesen. Ein bisschen beneidete ich sie darum. Die Kirche mit all ihren Ritualen, Geschichten und diesem allgegenwärtigen Geheimnis weckte meine Fantasie. Ich würde sogar behaupten, dass Religion mein Lieblingsfach war. Vorab die blutrünstigen und oftmals schauerlichen Erzählungen aus dem Alten Testament haben es mir angetan.

Sie machten einst eine Spezialsendung über den Vatikan. Gibt es demnächst auch eine über die reformierte Kirche?

Tut mir leid. Ich mache mich nur über Sachen lustig, die mehr als 1000 Jahre auf dem Buckel haben. Wie die katholische Kirche. Oder Christoph Blocher.

Was war bisher das schwierigere Publikum: die Fernsehzuschauerinnen und -zuschauer oder die Kinder, die Sie früher als Kindergärtner unterrichteten?

Nun ja. Sowohl die Kinder als auch die Leute vor dem Fernsehgerät verfügen über eine sehr kurze Aufmerksamkeitsspanne. Da muss stets etwas am Laufen sein, damit sie auch wirklich dranbleiben. Im Gegensatz zu meinem Fernsehpublikum verfügten die Kinder zu meinem Glück jedoch über keinen Umschaltknopf. Interview: Noah Pilloud

Auf meinem Nachttisch

Zuhause

Auf der Suche nach den eigenen Wurzeln

Wo ist mein Zuhause? Das fragen sich Menschen, die wegziehen mussten, um einem Partner zu folgen oder weil sie in ihrer Heimat nicht mehr leben konnten. Das fragen sich Kinder geschiedener Eltern. Das fragen sich Menschen im Ruhestand, die aufgebrochen sind in eine neue Gegend und doch an ihrem Wunschort keine «Heimat» gefunden haben.

Früher war Zuhause der Ort, von dem man kam, wo man geboren und aufgewachsen ist. Und heute? Daniel Schreiber, geboren 1977, schreibt über die vielleicht wichtigste Suche unseres Lebens. Was ist unser Zuhause in einer Zeit, in der sich immer weniger Menschen sinnstiftend dem

Ort verbunden fühlen, an dem sie geboren wurden? Das Wort «Heimat» ist längst problematisch geworden. Was kann also ein Zuhause sein? Ist das Zuhause ein Ort, nach dem wir uns sehnen, zu dem wir suchend aufbrechen?

Schreiber blickt auf Philosophie, Soziologie und Psychoanalyse, und zugleich erzählt er seine eigene Geschichte: von Vorfahren, die ihr Leben auf der Flucht brachten, von seiner Kindheit als schwuler Junge in einem mecklenburgischen Dorf und von der Suche nach dem Ort, an dem wir bleiben können. Er erzählt von Vergebung und hinterfragt, ob Kindheit und «Zuhause» immer positiv gesehen werden können.

Meine Empfehlung, weil es immer mehr Menschen in der globalisierten Welt gibt, die aufgrund ihrer Arbeit oder anderer Umstände wegen umziehen müssen und weil unser emotionales Gedächtnis wohl unauslöschlich ist, ob positiv oder negativ. Ein spannendes Buch zum Nachdenken für Jung und Alt.

Daniel Schreiber: Zuhause. Suhrkamp, 2018, 140 Seiten, Fr. 14.90



Susanne Ortmann, 54
Pfarrerin in Mesolcina/
Calanca



Dominic Deville moderiert sonntagsabends die Late-Night-Sendung «Deville» auf SRF 1. Foto: zvg